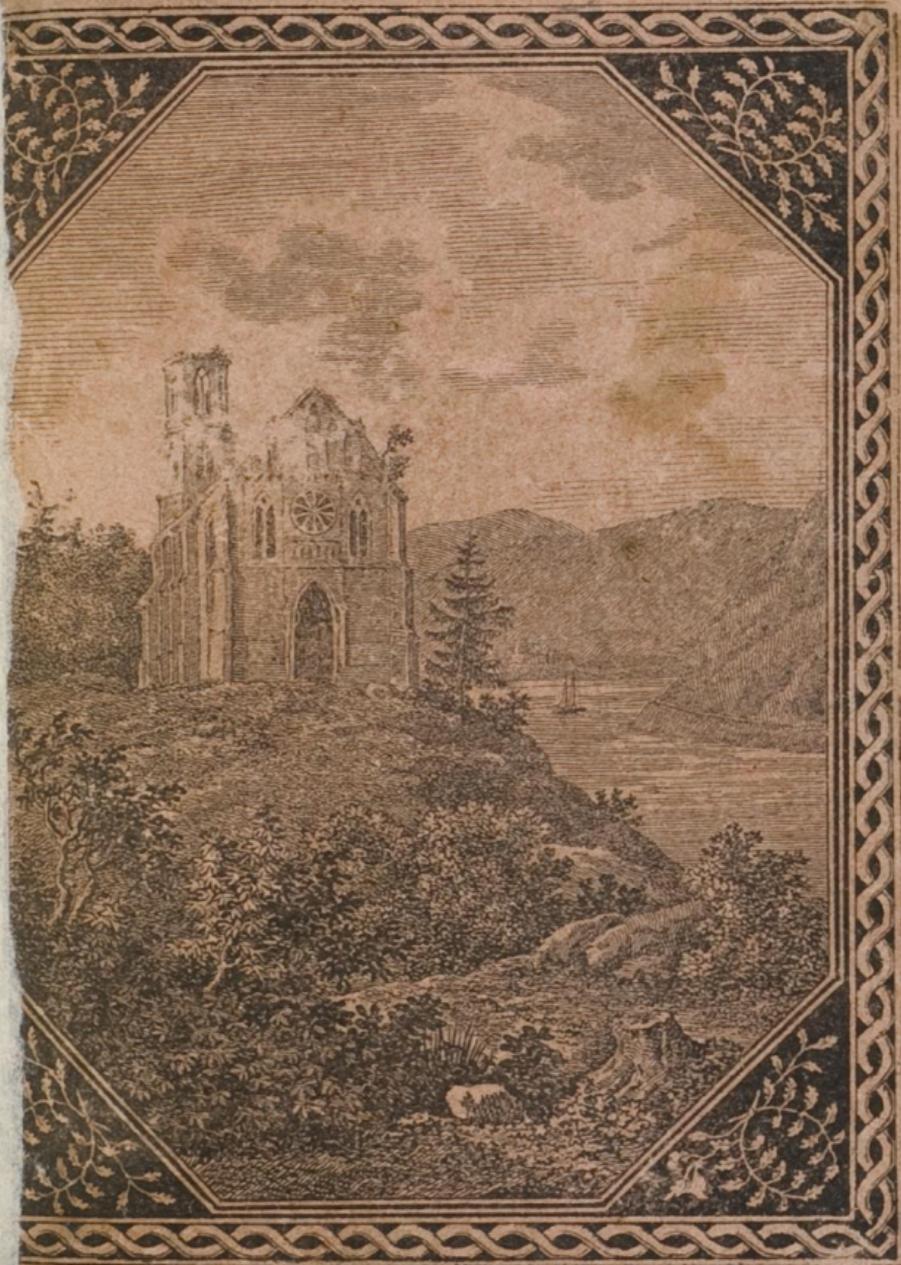


KUNSTBUCHBINDER
ERNST SCHULTZE
DÜSSELDORF





3



AMALIE FRIEDERIKE

Margravin zu Baden
geborne Landgräfin zu Hessen

bei Braun in Carlsruhe

A. K. 1787

Rheinblätter

Karlsruhe

bey

Gottlieb Braun



Rheinblüthen.

Zweiter Jahrgang.

Taschenbuch
auf das Jahr 1822.

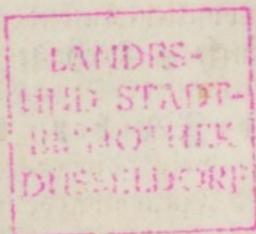
Mit 7 Kupfern und 1 Musikbeilage.

Karlsruhe,
Verlag von Gottlieb Braun.

[1822]

F. Lit. 24079

115



61.421

Erklärung der Kupfer.

Die Kupfer, welche dem zweiten Jahrgange der Rheinblüten zur freundlichen Ausstattung dienen, beziehen sich zum Theil auf die Sittengeschichte des deutschen Mittelalters, zum Theil stellen sie schöne und historisch merkwürdige Gegenden dar. Daß sie einen höhern Werth haben, als gewöhnliche Kalenderkupfer, dafür bürgen die Namen Haldenwang, Frommel, Hegi und Kefler.

Voran steht das Bildniß der Frau Markgräfin *Marie Friederike von Baden*. Es muß allen denen willkommen seyn, welche diese verehrte und geliebte Fürstin kennen, und Frauenwürde zu achten wissen. Diese hat sich an Ihr, in mancher schweren Prüfung, herrlich bewährt, und wenn, in Mitten der Stürme einer wildbewegten Zeit, Männer oft verzagten, so hat Sie nie, auch nur einen Augenblick, die edle Haltung verloren, die ein reines Bewußtseyn und ein hoher, fester Sinn geben.

Geboren wurde die erhabene Fürstentochter am 20. Juni 1754 zu Prenzlau. Ihr Vater war Ludwig IX., Landgraf zu Hessen-Darmstadt, ihre Mutter Henriette Karoline, Tochter Pfalzgrafen Christians III. zu Zweibrücken-Birkenfeld.

Am 15. Juli 1774 wurde Sie an den Erbprinzen *Karl*

Ludwig von Baden vermählt. Die trefflichen Eigenschaften dieses jungen Fürsten werden noch lange sein Andenken unter uns erhalten. Ein Prinz und fünf Prinzessinnen blühten hoffnungsvoll aus dieser Verbindung heran, und erhöhten das Glück der Eltern. Aber Karl Ludwig starb plötzlich am 16. December 1801 zu Arboga, in Schweden, in einem fremden Lande, doch in den Armen der Seinigen. —

Wir wollen nicht die theils freudigen, theils traurigen Ereignisse berühren, welche uns noch so nahe in der Erinnerung liegen. Das aber ist der große Vorzug der Edelsten und Besten, daß ihren Freuden und ihren Schmerzen überall die reinste Theilnahme entgegen kommt, daß ihr Leben von den Wünschen der Liebe und den Segnungen des Dankes begleitet ist.

2. Die Königin Bertha am Spinnrocken.

Im heroischen Zeitalter der Griechen und der Deutschen findet sich manches Uebereinstimmende in den Sitten und Gewohnheiten, besonders aber in den Beschäftigungen der Frauen. Dort, wie hier, gab es nur zwei Stände: einen herrschenden und einen dienenden; doch waren beide nicht schroff geschieden, wie bei uns, sondern einander nahe gerückt durch das Familienleben. Die Frau besorgte das Hauswesen, daher der Ehrenname: Hausfrau, Hausmutter, der seine schöne, ursprüng-



C. Heideking del.

F. Florethmann sculp.

Bertha von Burgund

liche Bedeutung auch jetzt noch nicht ganz verloren hat. So sagt die Königstochter Nauiskaa zum Ulysses: „Geh zur innern Wohnung meiner Mutter, du findest sie am Herde sitzend, wie sie die Spindel mit fyrischer Wolle dreht. Hinter ihr sitzen die Mägde.“

Desgleichen berichtet Eginhard von Karl dem Großen, daß er seine Töchter fleißig zum Nähen, Spinnen und Weben angehalten habe. Auch verordnete dieser Kaiser: es solle in den Frauenhäusern auf den Meiereien nie an Wolle, Leinen, Scharlachwürmern, Waid, Seife, Salben u. dgl. fehlen.

Lutgard, die Tochter Kaiser Otto's I. hatte eine silberne Kunkel, die, nach ihrem Tode, ins Stift des heil. Albanus bei Mainz kam, und die Kaiserin Kunigunde verfertigte selbst ihre Wittwenkleider.

Ueberhaupt lag, im Mittelalter, die Bekleidung der Hausgenossen den Frauen ob, und daher entstand die Gewohnheit, daß an gewissen Tagen, wie Weihnachten, Ostern, Pfingsten etc., den Vasallen, bei Hofe, Kleider ausgetheilt wurden. Später gab man diese Kleider in der Farbe des Hauswappens, und dadurch kamen die Livreen und Uniformen auf.

An jene gute alte Zeit frommer Sitte und ehrbarer Häuslichkeit hat der Künstler durch das liebliche Bild erinnern wollen, welches wir zu erklären haben. Es stellt die Königin Bertha von Burgund vor, wie sie am

Spinnrocken sitzt. Sie war eine Tochter des allemannischen Herzogs Burkhard, und verfertigte die Kleider ihres Gemahls mit eigener Hand. Als aber eine andre Zeit anbrach, und die Arbeit für unschicklich gehalten wurde, so soll das Sprichwort entstanden seyn:

„Die Zeit ist nicht mehr, da die Bertha spann.“

Man hat jedoch von der Entstehung dieses Sprichworts noch eine andre, gar anmuthige Geschichte, die wir, bei dieser Gelegenheit, mittheilen wollen.

In dem Dorfe Montagna, nicht weit von Padua, lebte einst eine junge Bäuerin, Bertha mit Namen. Das Mägdlein war schön, und von ehrbarem Wandel, und im Spinnen that es ihr keine im Dorfe zuvor. Eines Tags trug sie ihr Garn auf den Markt nach Padua zum Verkauf, doch wollte ihr kein Mensch den Preis bezahlen, den sie dafür verlangte. Allein Bertha hatte den Kopf darauf gesetzt, soviel, und keinen Heller weniger. Es traf sich aber, daß, um dieselbe Zeit, Kaiser Heinrich IV. mit seiner Gemahlin in Padua verweilte. Wohl an, sagte Bertha, wenn mir niemand gibt, was mein Garn werth ist, so will ich's der Kaiserin zum Geschenk machen. Sie hat gewiß nie einen so schönen, reinen Faden gesehen. So geschah es auch, und die Kaiserin nahm die Gabe freundlich auf, und hatte ihre Freude an dem schönen Gespinnst. Der Kaiser, welcher dazu kam, zeigte gleichfalls sein Wohlgefallen — wenn auch nicht am Garn, wovon



Hildelef del.

F. Flückmann sc.

Herzogin Hadewich.

... und gab ihr die Hand ...
... und küßte sie ...
... alle ...

... nach dem Worte des ...
... denn das Wort ...
... der ...

... in der ...
... und ...
... die ...

... (Die ...)
...
...
...

... ..

... ..
... ..
... ..
... ..
... ..

er wenig verstehen mochte, doch an der schmucken Spinnerin. Er that mancherlei Fragen an das Mägdlein, und gab ihr hierauf das Garn zurück, und sagte: Geh' heim, und binde den Faden an deinem Hause an, und umziehe damit so vieles Land, als du kannst. Dies alles schenk ich dir.

Bertha that nach dem Worte des Kaisers; sie gewann eine große Besitzung, denn das Garn reichte weit, und sie wurde nachher die Stammutter der Edlen von Montagna.

Wenn, in der Folge, die Mägdlein aus Montagna vom Markt heimkehrten, und sich einander fragten, was sie für ihre Gespinnsse gelöst, dann gedachten sie der glücklichen Bertha, und riefen, fast traurig:

Non è piu il tempo, che Bertha filava. (Die Zeit ist nicht mehr, da die Bertha gesponnen.)

So erzählt der wahrheitliebende Scardeon in seiner paduanischen Geschichte.

3. Herzogin Hadewig.

In der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts war Burkhard II. gesetzt über Alemannien. Der hatte zur Gemahlin die Schwester des Herzogs Heinrich von Baiern, Hadewig mit Namen. Damals blühten Künste und Wissenschaften in den Klöstern, besonders in der Reichenu und Sankt Gallen. Die Mönche übten und lehr-

ten die Sprachen der Alten, die Musik, die Baukunst und die Malerei. Auch war es nicht selten, daß die Frauen sich mit dem Griechischen und Lateinischen beschäftigten. So schrieb, um jene Zeit, die Aebtissin Roswitha zu Sandersheim geistliche Komödien in lateinischer Sprache. Auch die Herzogin Hadewig hatte ihren Sinn auf die Bücher der Alten gerichtet, ob sie gleich noch jung und schön war, und großen Reichthum besaß. Ihr Gemahl aber war betagt, und hatte mehr im Feld und am Hofe gelebt, als zu Hause. Als er nun im J. 973 starb, da zog sie auf das Bergschloß Twiel, und gründete dort ein Kloster. Auch blieb sie im Besiz der Erbgüter von Burthards Haus, und behielt die Schirmvogtei über die Gotteshäuser, denen sie gar hold war.

Eines Tags kam sie nach St. Gallen; an der Pforte fand sie den Mönch Ekkehard den jüngern, der augenblicklich ihre Gunst gewann, denn er war hoch erfahren in mancher Wissenschaft, beredt, und dabei von edler Gestalt und feinen Sitten. Sie bat den Abt, ihr den Ekkehard zum Lehrer zu geben, und dieser willigte auch ein.

Sie ließ für den Mönch auf Twiel ein Gemach bereiten, nicht weit von dem andern, und führte ihn selbst bei der Hand hinein. Hier weilte sie täglich bei ihm, stundenlang, und die Ritter und Dienstknechte fanden beide oft beschäftigt mit Lesen in alten Schriften.

Sie soll streng gewesen seyn in ihren Sitten, und dem

Ekkehard manchmal unfreundlich begegnet haben. So erzählt der Chronist von St. Gallen, denn er wollte ihren und des Klosters guten Leumund retten. Es hatte sich nämlich ein Gerücht verbreitet, Ekkehard und die Herzogin brächten nicht alle ihre Zeit mit Lesen zu, und die Mönche im Kloster St. Gallen lägen auch noch andern Dingen ob, als der Andacht und Arbeit. Darum schlich sich auch einst Ruodmann, der Abt von Reichenau, bei Nachtzeit, in das Kloster des heil. Gall, um etwas zu erläutern. Ekkehard befand sich aber eben damals nicht auf Twiel, sondern zu Hause im Kloster. Er ertappte den Ruodmann, welcher, auch in der Dunkelheit, an seinem Schnarchen kenntlich war, und da gab es einen seltsamen Auftritt. Der Abt suchte ihn zu beschwichtigen, und lud ihn zu sich ein, denn es war ihm um die Gewogenheit der reichen Herzogin zu thun. Als nun Ekkehard nach Reichenau kam, schenkte er ihm ein schönes Pferd, und sagte zu ihm, beim Abschied: Du bist wohl glücklich, daß Du eine so schöne Schülerin in der Grammatik hast. Ekkehard nahm das übel, und entgegnete: Du meinst wohl, ich gebe solchen Unterricht, wie Du der schönen Nonne Klotelinde in der Dialektik?

So war damals das Leben der Mönche beschaffen. — Ekkehard gelangte nachher, durch die Empfehlung Hade-
wigs, bei K. Otto II. zu großen Ehren. Die Herzogin aber starb im J. 993, und als sie ihr Ende herannahen

sah, vergabte sie ihre eigenthümlichen Güter dem Kloster zu Tzuel und den übrigen Klöstern in ihrem Gebiet. Sie war die erste Fürstin, welche, dem allemannischen Gesetz entgegen, eine Herrschaft geführt hat.

4. S a l e m.

Dieses ehemalige Reichsstift, von der Regel des heiligen Bernhard, liegt nicht weit von Ueberlingen und Meersburg, in einem anmuthigen, fruchtbaren Thale, welches die Nah oder Ach durchschlängelt. Ursprünglich stand hier eine Meierei, welche dem Ritter Guntram von Adelsreuthe gehörte. Dieser war kinderlos, und übergab darum, wie es in der Sitte jener Zeit war, diese Besizung den Cisterziensermönchen, welche sich alsbald daselbst niederließen, und, im J. 1137, eine Zelle bauten.

Vor seinem Tode vermachte Guntram dem Kloster auch noch seine übrigen Güter, und die Mönche führten von jetzt an das Wappen ihres Stifters, einen schwarzen Widder im goldnen Felde, wozu sie später das salzburgische Wappen gesellten, weil Eberhard II., Erzbischof von Salzburg, aus dem Hause der Truchses, sich sehr freigebig gegen das neue Kloster bewiesen hatte. K. Konrad II. fertigte im J. 1142, in eigenem Namen, die Stiftungsurkunde für Salem aus, und darum hieß es ein königliches Stift. Außerdem ertheilten einige folgende Kaiser ihm große Vorrechte und Vergünstigungen, und



v. Knauff del.

Salern?

Haldenwang sc.



der Vergabungen an dieses Gotteshaus wurden nach und nach so viele, daß es zuletzt über zehntausend Unterthanen zählte, und sehr bedeutende Einkünfte besaß.

Das neue, schöne Klostergebäude wurde im J. 1706 vollendet; die herrliche Kirche ist aber noch aus dem vierzehnten Jahrhundert. Der größte Theil der alten Bibliothek, darunter schätzbare Handschriften, ging, bei einem Brand, zu Grunde, doch wurde sie bald wieder durch eine neue, zahlreichere und bedeutendere Sammlung ersetzt.

Salem zählte, von seiner Gründung bis zum Frieden von Lüneville, wo das Stift aufgehoben wurde, und, als Entschädigung, an Baden kam, 40 Aebte. Der erste war Frowin oder Froben, ein Gefährte des heiligen Bernhards, der letzte, Caspar Dagle von Schönberg. Unter den übrigen finden wir einen Grafen von Rohrdorf, einen Grafen von Urach, einen Grafen von Sargans.

Die Ansicht, welche von zwei trefflichen Künstlern, Kunz und Saldenwang, gezeichnet und gestochen worden, zeigt uns das schöne Klostergebäude mit seiner heitern Umgebung und den fernen Bergen, auf deren einem Heiligenberg sich erhebt. Hier war der Sitz der alten Grafen von Heiligenberg. Graf Berthold verkaufte im J. 1277 diese Grafschaft an die Grafen von Werdenberg, die hier eine eigne Linie

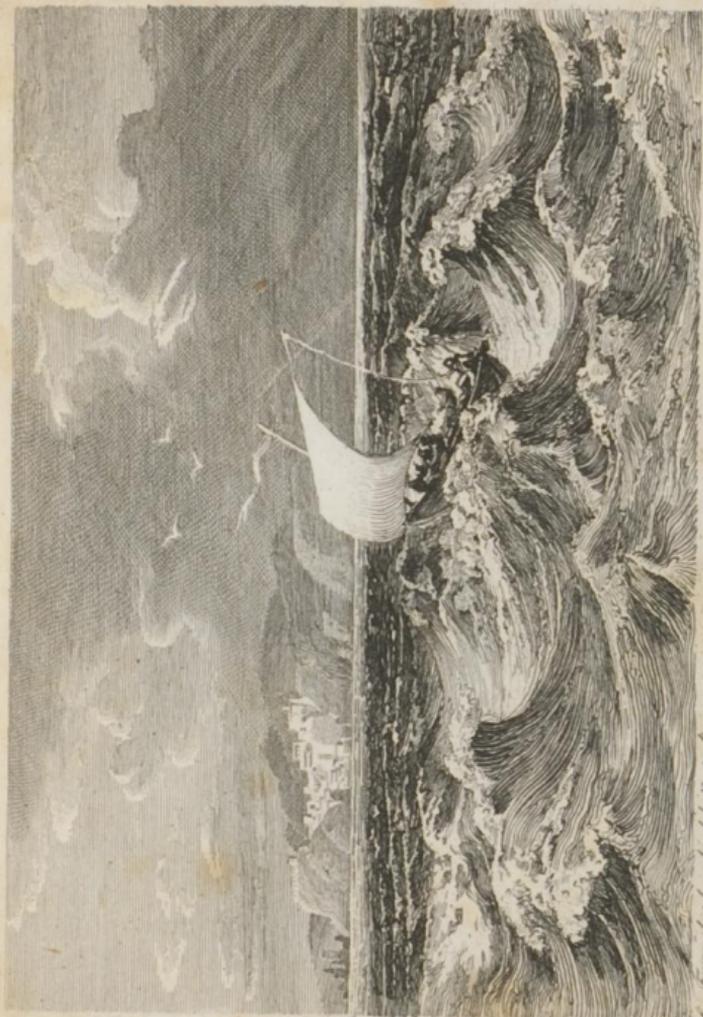
gründeten. Durch die Heirath mit einer Werdenbergischen Tochter gelangte Fürstenberg in den Besitz.

5. C h a r y b d i s.

Der Wirbel und der zackigte Fels in der Meerenge, die Italien von Sicilien scheidet, sind unter den Namen Charybdis und Scylla bekannt. Sie liegen einander gegenüber, und die alten Dichter haben sie so furchtbar gemacht, daß auch jetzt noch der Reisende ihnen nicht ohne ein geheimes Grauen sich nähert, obgleich — seit dem Erdbeben von 1783 — dem Schiffenden wenig Gefahr mehr an diesen Stellen droht. In frühern Zeiten mochte das anders seyn, und im Tosen des im schauerlichen Wirbel herumgedrehten Wassers währte die Furcht das Gebrüll eines nach Raub hungrigen Ungethüms zu vernehmen, welchem die Sage dann die Gestalt eines Weibes gab, und dieses zur Tochter des Poseidon und der Gääfabelte. Sie soll dem Herakles einige Rinder gestohlen haben, vom Jupiter aber eben deswegen getödtet und in den Wirbel an der sicilischen Küste verwandelt worden seyn.

Dreimal sprudelt sie täglich hervor, und schlürfet auch dreimal, singt von ihr der Dichter, obgleich auch hier, wie im Dzean, täglich nur zweimal Ebbe und Fluth wechseln.

König Friedrich von Sicilien wollte einst die Beschaffenheit dieses Strudels kennen lernen, und ließ den ge-



C. Brummel del. et sculp.

CHARYBDIS BEI MESSINA.

schicktesten Taucher zu sich kommen. Dieser Mann hieß Cola, weil er aber mehr im Wasser lebte, als auf dem Lande, so nannte man ihn Cola pesce, oder Niklas Fisch. Der König sagte zu ihm: Sieh, da ist ein goldner Becher von großem Werth; den will ich hineinwerfen lassen in den Wirbel, und wenn du ihn herausholst und mir treuen Bericht giebst, wie es da unten aussieht, so ist der Becher dein.

Cola besann sich nicht lange; der Becher wurde in die Charybdis geworfen, und der Taucher stürzte sich nach. Jedermann glaubte, er werde nicht wieder kommen, denn er blieb ziemlich lange aus; aber auf einmal hob sich eine Hand mit dem Becher aus dem Wasser, und der schwarze Kopf des Cola. Der König fragte nun, was er gesehen habe, und seine Erzählung war recht schauerlich. Es sey ein Abgrund voll spitziger Klippen, sagte er, und er habe sich an dem Gestein halten müssen, zwischen welchem der Becher gelegen, um nicht vom Wirbel fortgerissen zu werden. Zwischen den Klippen säßen große Meerpolypen, die hätten ihre Arme nach ihm ausgestreckt, und ganz in die Tiefe zu dringen sey unmöglich.

Der König bot ihm nun einen zweiten Becher, mit Gold angefüllt, wenn er sich bis in den Abgrund wagen und ihm von der Beschaffenheit desselben Nachricht bringen wolle. Cola ließ sich endlich überreden, allein man hat ihn nie wieder gesehen.

Der Künstler, welcher die Ansicht von der Charybdis zeichnete und meisterhaft radirte, hat den Moment gewählt, da er selbst, mit seinen Freunden, die Meerenge durchschiffte, und einen furchtbaren Sturm zu bestehen hat. Das Schiff scheint dem Untergange nah. In der Ferne sieht man die Felsen der Scylla, mit der Stadt Sciglio und ihrem Schlosse. Die Wogen sind wirklich in Bewegung, und Luft und Wasser haben Farbe.

6. S c y l l a.

An der italischen Seite jener verrufenen Meerenge, deren Strömungen ehemals unkundigen Küstenfahrern gefährlich wurden, erhebt sich ein Fels, mit dem Namen Scylla, Hündin, vom Geheul der wirbelnden Fluth zwischen den Felszacken, die am Fuße dieses Felsens aus dem Wasser ragen. Nach der ältesten Sage, wie sie auch Homer in der Odyssee wiederholt, war es ein sechs Hauptiges Ungeheuer, welches hier, aus der dunkeln Luft, sechs lange Hälse und zwölf Vorderfüße hervorreckte, und damit Seethiere fischte, aber auch Menschen, denn sie raubte dem Odysseus, als er vorüber fuhr, sechs Männer zugleich.

Auf die Mythen und Märchen der Griechen hatte ihr feines Kunstgefühl einen wirksamen Einfluß, denn wie dieses sich mehr und mehr entwickelte und bildete, so milderte sich auch das Gräßliche in jenen. Die spätern Dich-



SCILLA IN CALABRIEN.

Gravé par Del. J. W. G. 1840.

ter verwandelten darum auch die scheusselige Misgestalt in eine Undine oder ein Meerfräulein, an den zarten, blühenden Hüften von Seehunden oder Wölfen umgeben. Ihr erster Aufenthalt war am argolischen Vorgebirge Skyllaon, bei der Stadt Hermione, wo man in die Unterwelt hinabstieg, und Tempel und Altäre unterirdischer Götter sich befanden.

Als jedoch später das Gestade von Argos immer mehr beschifft und bekannt wurde, verlor sich das gefährliche Meerweib, und einige Dichter, die sie nicht untergehen lassen wollten, versetzten sie in die damals noch fabelhafte Meerenge Siziliens.

Es ist merkwürdig, wie der ältere und neuere Volksglaube sich auch in dieser Richtung begegnen, und überall knüpft sich das Wunderbare an auffallende noch unerforschte Naturerscheinungen, oder auch an verlorne historische Thatsachen, die wir zulezt als bloße Gebilde der Phantasie zu betrachten gewohnt sind.

Herr Frommel hat auf dem schönen Blättchen, welches wir hier zu erklären haben, den Fels der Scylla von der Rückseite genommen, und dem Ganzen sehr glücklich das Bogengewölke einer alten Ruine zur Einfassung gegeben, wodurch das Bild mehr abgeschlossen erscheint und an Haltung gewinnt. Die Verehrung der Madonna in der Wandnische, die von einer Lampe beleuchtet ist, deutet, so wie die von Menschen belebte hei-

tere Mondnacht, auf das schöne italische Land und seinen milden Himmel hin. Hier, wie in der Charybdis, hat der sinnige Künstler sich der kalten Schneidnadel zur Vollendung bedient, wie die neuen englischen Kupferstecher Cook, Chr. Heath und einige andre, mit so schönem Erfolge gethan, und beide Blättchen sind nicht als gewöhnliche Almanachskupfer zu betrachten, sondern als treffliche Kunstprodukte. —

Das historische Blatt, nach einer schönen Zeichnung unsrer geist- und gemüthreichen Sophie Reinhard, von Segi trefflich radirt, ist durch die Erzählung Adolf von Nassau, wohin der Moment gehört, hinreichend erklärt.

Eine schöne treffliche, von Kunz gezeichnete Ansicht der wunderlieblichen Insel Meinau im Bodensee, die den Rheinblüthen noch beigegeben werden sollte, ist noch in den Händen des Stechers, und kann erst im nächsten Jahrgang erscheinen. Sie macht das Gegenstück zur Ansicht von Salem.

A. Schreiber.

Theodora.

Die Frau von Haimburg lebte als Wittwe in einem abgelegenen, wenig besuchten Landstädtchen. Sie hatte ihren Gatten auf dem Schlachtfelde verloren, wo er mit heldenmüthiger Hingebung, das Schicksal des Tags entschieden, und im wilden Reutergefecht den Tod gefunden. Seine beträchtlichen Güter waren Mannslehen, und wurden vom Staate eingezogen, und der Wittwe blieb kaum so viel, um sich und ihre einzige Tochter gegen Noth und Mangel zu schützen.

Die Frau von Haimburg trug in der Seele jenen edlen Stolz, der sich über die Schläge des Schicksals zu erheben weiß, und nicht mit der eingelehrten Haltung, welche oft durch Vorurtheil des Standes

erzeugt wird, verwechfelt werden darf. Darum war auch an ihr nichts von Härte oder Bitterkeit bemerklich; sie zeigte sich überall theilnehmend, mild, liebreich, und die Beschränktheit ihrer Lage schien sie nicht zu drücken.

Theodora war das Bild ihrer Mutter. Sie hatte erst das achtzehnte Jahr zurückgelegt, eine edle hohe Gestalt, von untadelicher Schönheit, mit jenem schönen Vertrauen im Gemüth, welches, wie ein treuer Schutzgeist, an so manchen Klippen und Abgründen sicher hinleitet. Ihr klarer, heiterer Sinn wußte den kleinen Raum, worin sich ihr Leben bewegte, recht anziehend auszuschnücken, und die Liebe ihrer Mutter ließ sie an keine Entbehrung denken. Von ihrem Vater hatte sie die Neigung zur Pflanzenkunde geerbt, und es war ihr größtes Vergnügen, in den Bergen umher zu streifen, und ihre kleine Sammlung zu bereichern.

Der Krieg, der um diese Zeit ausbrach, wälzte sich bald in die Gegend von B., wo Frau von Haimburg lebte. Ganz Deutschland stand unter den Waffen, ein Theil gegen Frankreich, ein Theil für dasselbe. Eines Tags rückten deutsche Truppen in B.

ein. Der Obriste, der das Regiment kommandirte, war ein weitläufiger Verwandter von der Frau von Haimburg, und nahm sein Quartier bei ihr. Er war ein Mann von Geist und Bildung, und seine Gespräche hatten zumal für Theodoren großes Interesse. Eine neue Welt wurde jetzt vor ihr aufgethan, und sie fühlte sich zum erstenmal beengt in ihrem kleinen, abgeschlossenen Kreise. Eines Tages, als man eben bei Tische saß, wurde dem Obristen ein Herr von Kronberg gemeldet, der ihn dringend zu sprechen wünschte. — Ein junger Mann trat herein, von edler, einnehmender Gestalt und schöner Haltung.

Ich komme von Rom, sagte er, und bin nach Deutschland geflogen, um die Waffen für mein Vaterland zu tragen. Ich biete mich Ihnen, Herr Obrister, als Freiwilliger an.

Der Obriste that einige Fragen, und erkundigte sich hauptsächlich nach der Familie des Fremden, und nach seinen übrigen Verhältnissen. Der junge Mann gerieth in einige Verlegenheit, doch faßte er sich schnell, nahm ein Papier aus seiner Briefftasche, und reichte es dem Obristen; dieser las es flüchtig durch,

und gab hierauf dem jungen Manne recht freundlich die Hand, mit den Worten:

Sie bleiben bei mir, Herr von Kronberg, ohne hin fehlt es mir an Offizieren. Kommen Sie diesen Abend zu mir zum Thee.

Nachdem sich der Fremde entfernt hatte, erzählte der Obriste seiner Wirthin und ihrer Tochter: der junge Mann, den sie so eben gesehen, sey aus einer ihm sehr lieben Familie; er heiße jedoch nicht Kronberg, sondern habe diesen Namen angenommen, weil seine Güter im rheinischen Bundesgebiet lägen, und er nicht wagen dürfe, offen gegen Frankreich zu dienen.

Auf Theodoren machte diese Nachricht einen tiefen Eindruck. Die Frauen schätzen den Mann hauptsächlich nach seinem Muth und seiner Uneigennützigkeit, und für ein junges Mädchen giebt es vielleicht keinen reizendern Gegenstand, als einen blühenden Jüngling, der dem Antriebe eines edlen Gefühls mit Aufopferung sich hingiebt.

Herr von Kronberg fand sich Abends, zur bestimmten Zeit, beim Obristen ein. Der Thee wurde

im Zimmer der Frau von Saimburg getrunken, und Theodora machte die Wirthin. Herr von Kronberg mußte viel von Italien erzählen; der Obriste hatte dieses Land in frühern Jahren bereist, und war mit den Merkwürdigkeiten desselben ziemlich vertraut. Herr von Kronberg sprach über Kunst und Natur mit liebevoller Wärme und über die Menschen und Sitten mit Verstand und Bescheidenheit.

Auf Theodoren machte dieses Gespräch eine sichtbare Wirkung. Alle die fremden Bilder, die sich jetzt in den stillen, freundlichen Kreis ihres Lebens drängten, erregten ihr ein Gefühl von Unruhe und Unbehaglichkeit. Auch der schöne jugendliche Erzähler, der bereits ihr Wohlgefallen gewonnen hatte, wurde ihr dadurch entfremdet, und gleichsam außer aller Berührung mit ihr gesetzt. Sie brachte, zum erstenmale, eine unruhige Nacht hin, und verließ mit anbrechendem Tag das Lager. Die Truppen zogen, gegen Mittag, aus dem Städtchen ab, und Herr von Kronberg kam, um Abschied von der Frau von Saimburg und ihrer Tochter zu nehmen. Er trug Uniform, und diese Veränderung der Kleidung

hatte für Theodoren etwas Misfälliges. Was er sagte, war ungesucht und herzlich, und als er sich zu Theodoren wandte, und sie bat, sich seiner bisweilen zu erinnern, da wurde es ihr fast seltsam zu Muthe. Es lag etwas in seinem seelenvollen Blick, was tief in ihr Herz drang, und er stand nun immer, mit diesem Blick, vor ihrer Erinnerung.

Die Stille, die nach dem Abzuge des Regiments im Städtchen herrschte, stimmte Theodoren zur Schwermuth. Sie ging gegen Abend in den Garten, um sich mit ihren Pflanzen zu beschäftigen, und bemerkte, nicht ohne Unruhe, daß sie ihr heute gleichgültiger waren, als sonst. Sie schöpfte Wasser, um sie zu begießen — da sprengte ein Reiter daher. Es war Kronberg. Theodora erröthete und zitterte — das Gefäß entsank ihrer Hand. Sie wollte ihm entgegen eilen, aber ihre Kniee wankten, und sie konnte, mit Mühe, die Hausthür erreichen.

Herr von Kronberg trat eben herein. Der Obriste hatte eine Briefftasche mit einigen Papieren, die ihm sehr wichtig waren, auf seiner Stube liegen lassen, und da er sie einer gewöhnlichen Ordonnaiz nicht

vertrauen wollte, den Herrn von Kronberg abgeschickt, die Brieftasche zu holen, die sich auch in einer Tischschublade fand. Die Frau von Haimburg war nicht zu Hause. Beim Weggehen ergriff der Jüngling Theodorens Hand, und sagte mit bewegter Stimme:

Mir wird das Vergnügen und der Schmerz zu Theil, zweimal von Ihnen Abschied zu nehmen. Ich sehe es als eine günstige Vorbedeutung an. Ihr Bild wird mich begleiten, und als ein Schutzgeist mir zur Seite stehen.

Er drückte, bei diesen Worten, ihre Hand an seine Stirne, und entfernte sich schnell. Theodora vermochte nicht, sich von der Stelle zu bewegen, und eben so war es ihr unmöglich gewesen, einen Laut hervorzubringen. Es dunkelte vor ihren Augen, und sie kam erst zur Besinnung, als heiße Thränen über ihre Wangen liefen. Ihr ganzes Wesen war in Aufruhr. — Sie liebte, und erschreckt vor dem Gedanken, und wollte das Bild von sich entfernen, dessen Gegenstand sie, wie mit Zaubergewalt, gefesselt hatte, und rief es doch wieder zurück, wenn es entflohen war.

Nach und nach verlor sich der erste überwältigende Eindruck, und Theodora fand sich wieder mehr einheimisch im Kreise ihrer gewohnten Beschäftigung. Doch blieb ihr einige Schwermuth, die ihrem Wesen einen höheren Reiz mittheilte. Sie hatte eines Tags eine Freundin auf dem Lande besucht. Als sie nach Hause kam, rief ihr ihre Mutter entgegen:

Dora, wir hatten Besuch, rathe einmal!

Theodora nannte einige Namen, aber die Mutter schüttelte bei jedem lächelnd den Kopf.

Ich will dir auf die Spur helfen, sagte sie endlich. Es war ein recht lebenswürdiger junger Mann. —

Kronberg, wollte Theodora ausrufen, allein das Wort erstarb auf ihrer Lippe, und ein flammendes Roth schlug über ihr Antlitz.

Frau von Haimburg schien es nicht bemerken zu wollen, und erzählte: Herr von Kronberg sey im Augenblick da gewesen. Dienstaufträge hätten ihn in die Nachbarschaft geführt, aber ihm auch nicht erlaubt, länger als eine Viertelstunde zu verweilen. — Er grüßt dich herzlich, setzte sie hinzu, und ein

schmerzliches Gefühl schien sich ihrer zu bemächtigen. Von diesem Augenblick an war Theodorens Ruhe aufs neue gefährdet.

Die Feindseligkeiten begannen jetzt auf allen Seiten, und man hörte in B. täglich von kriegerischen Ausritten erzählen. Die Frau von Haimburg besorgte nicht ohne Grund, der Ort ihres Aufenthalts werde ihr nicht mehr lange Sicherheit gewähren; Theodora ihrer Seits schien weniger auf die Schrecken des Kriegs zu achten, als auf die Gefahren, denen so viele wackre Väter und Jünglinge ausgesetzt waren. Zwar nannte sie Kronbergs Namen nie, wenn sie hierüber sprach, doch entging dieses Schweigen der Frau von Haimburg nicht, und ihr mütterliches Herz litt nun doppelt.

Eines Abends, als Mutter und Tochter Rath hielten, ob sie länger in B. verweilen oder anderwärts eine Zuflucht suchen sollten, langte ein Brief an. Er war von der Gräfin von Lindorf, einer Jugendfreundin der Frau von Haimburg, die auf ihren Gütern im **schen Gebürge lebte, und der Frau von Haimburg einen Aufenthalt bei sich anbot. Die

Gräfin war seit mehrern Jahren Wittwe und hatte einen einzigen Sohn, der in der Schweiz erzogen worden war, und sich, seit zwei Jahren, auf Reisen befand.

„Es wird Dir, schrieb die Gräfin unter andern, es wird Dir, meine liebe Julie, nicht schwer werden, eine Gegend zu verlassen, die ohne Zweifel allen Drangsalen des Kriegs ausgesetzt ist, und Du findest hier, in diesen Bergen, eine sichere Freistätte für Dich und Deine Dora, Du findest eine Freundin, die an Deiner Hand den letzten, wahrscheinlich nur noch kurzen Gang durchs Leben machen möchte. Komm, und erheitre mir den Abend, wie einst den Morgen, aber eile, denn meine Sonne naht dem Untergange. Was Deine Dora hier auf dem Lande entbehren muß, das ersetzt ihr die herrliche Natur, und sie hat ja Dich. Damit ihr jedoch nicht durch Verhältnisse aufgehalten werdet, eure Reise zu beschleunigen, so lege ich einen Wechsel bei, doch mit der innigsten Bitte, dieser Kleinigkeit nie zu erwähnen. Es soll zwischen uns alles auch ferner seyn, wie es in unsern schönen Jugendtagen war.“

Die Frau von Haimburg vergoß Thränen bei Lesung dieses Briefs. Sie erhob die Blicke zum Himmel, und rief, in großer Bewegung: Mein, nie hast du mich ganz verlassen, Vater dort oben!

In Theodorens Busen regten sich mancherlei Empfindungen. Sie theilte kindlich die Freude ihrer Mutter, aber zugleich dachte sie an Kronberg, den wieder zu sehen sie nun nicht mehr hoffen durfte. Doch verbarg sie diesen Kummer sorgsam, und war unermüdet beschäftigt, die Vorkehrungen zur Abreise zu betreiben.

Mit schwerem Herzen verließen Mutter und Tochter das Städtchen, wo sie — wenn auch nicht glückliche, doch friedliche Tage gelebt hatten, und wie sehr sich auch Theodora zu fassen suchte, so traten ihr doch bisweilen Thränen in die Augen. Als sich jedoch die Reisenden, am Abend des zweiten Tages, den Bergen näherten, und Theodora zum erstenmale die kühnaufftrebenden Felsmassen erblickte, aus deren Spalten die Tannen hervorgrüntem, als sie den üppigen Pflanzenwuchs sah, und die klaren, frischen Quellen, die sich allenthalben von den Hö-

hen in die Ebne herab drängten, als sie den reinen Himmel um sich fühlte, und die einfachern Sitten der Menschen bemerkte, da ward es ihr doch leichter ums Herz, obgleich der Zwiespalt in ihrem Innern sich noch nicht ganz beschwichtigen lassen wollte.

Sie erreichten Sternau, wo die Gräfin wohnte, am zweiten Tage. Die beiden Freundinnen flogen sich einander in die Arme — keine vermochte ein Wort zu sprechen. Die Gräfin zog jetzt auch Theodoren an sich, und rief gerührt: du sollst auch meine Tochter seyn, du bringst mir das Jugendbild deiner Mutter und auch das Bild meiner Jugend zurück.

Nachdem sich Frau von Haimburg und Theodora etwas erholt hatten, führte die Gräfin Beide in die für sie bereiteten Zimmer. Sie gewährten die herrlichste Aussicht in die umliegenden Berge, und es war für alle Bequemlichkeiten aufs Beste gesorgt. Das Schloß hatte die schönste Lage, auf einem kleinen Hügel; ringsum dehnte sich ein breites Wiesenthal aus, durch welches ein Waldbach hinrauschte. Da und dort standen Gruppen alter Eichen mit ländlichen Hühnerhöfen, und auf der Spitze eines andern

Hügels lag, zwischen Linden, die Kirche mit der Wohnung des Pfarrers. Gegen Osten öffnete sich das Thal, durch welches eine ziemlich besuchte Straße hinzog. Da und dort sah man einzelne Bauernhäuser von Fruchtbäumen umgeben, und nächst dem Schlosse standen noch einige herrschaftliche Gebäude, welche dem Amtmann, dem Verwalter und dem Förster der Gräfin zu Wohnungen angewiesen waren.

Die Gegend sagte Theodoren ungemeyn zu, und sie konnte es kaum erwarten, bis all das Fremde ihr nun ein Bekanntes werden würde. Die Frau von Haimburg hing jedoch mit ihrer ganzen Seele an ihrer Freundin, deren abgekehrte Gestalt nur zu sehr bestätigte, was die Gräfin in ihrem Briefe geschrieben hatte. Gegen Abend, als die Frauen beim Thee saßen, wurde ein Brief an die Gräfin gebracht. — Von meinem Armand, rief sie freudig, als sie die Aufschrift sah, und riß hastig das Siegel auf.

Da schwärmt der Tollmensch noch immer in Italien herum, sagte sie, nachdem sie den Brief gelesen, und bedenkt nicht, daß er sich um die letzten Tage seiner Mutter bringt.

Du hast deinen Armand wohl schon lange nicht mehr gesehen? fragte die Frau von Saimburg.

Seit acht Jahren, antwortete die Gräfin. Er war damals vierzehn, und mein Mann bestand darauf, seine Erziehung in der Fremde vollenden zu lassen, weil ein einziger Sohn im väterlichen Hause gewöhnlich eigenwillig, herrisch, unerträglich und unmannhaft wird. Gegen solche Gründe läßt sich wenig einwenden, und ich widersprach nicht, wie weh es auch dem Mutterherzen that. Wir übergaben ihn einem Prediger in der Schweiz, wo er wenigstens unverschroben blieb, und manches Gute sich in ihm entwickelte. Vor drittehalb Jahren, kurz vor dem Tode meines Mannes, bat er uns, in Gesellschaft der beiden Söhne des Predigers und zwei junger Engländer, die in demselben Hause ihre Bildung erhalten hatten, das südliche Frankreich und Italien besuchen zu dürfen. Die Gelegenheit schien günstig und reisen mußte er doch. Wir ließen ihn darum seiner Neigung folgen. Aber die Zeit, die wir ihm bewilligten, ist vorüber, und anstatt nach Hause zu kommen, und mir so manche Last abzu-

nehmen, schreibt er mir jetzt aus Mailand, er wolle sich noch einige Monate in der Lombardie umsehen, und dann über Tyrol nach Wien gehen, indem ein neuer Krieg ausgebrochen sey, und er's nicht über sich gewinnen könne, unter Deutschen gegen Deutsche zu kämpfen.

Das ist, meines Dafürhaltens, eine recht löbliche Gesinnung, bemerkte Theodora.

Eine Gesinnung, die mich freut, erwiederte die Gräfin, doch führt sie zur längern Trennung.

Das Gespräch wendete sich jetzt auf Deutschland und auf die Verhältnisse des Adels. Die Frau von Haimburg wußte es, indeß unvermerkt von so unerfreulichen Gegenständen abzulenken. Sie kam auf die frühern Zeiten zurück, und es gelang ihr, die trübe, ängstigende Gegenwart durch die Bilder einer heitern Vergangenheit zu verdrängen.

Die Frau von Haimburg und ihre Tochter wurden auf Sternau bald einheimisch. Die Umgebung bot eine Reihe der schönsten Landschaften dar, und die ländlichen Beschäftigungen hatten zumal für Theodorin einen eigenthümlichen Reiz. Kronbergs Linden-

fen war nicht ganz aus ihrer Seele verschwunden, und wenn sie bisweilen eine recht freundliche, einladende Stelle fand, die ihr den Wunsch entlockte: Hier möchtest du eine Hütte bauen, so zeigte sich gewöhnlich neben diesem Wunsche ein andrer, den sie schnell wieder zu entfernen suchte.

Unter den Personen, welche manchmal auf das Schloß kamen, sagte ihr besonders der alte Pfarrer zu. Er war ein Mann von frommem, kindlichem Sinn, wenig gelehrt, aber viel erfahren im Leben. Seine kleine Gemeinde liebte ihn, wie einen Vater, und wer Rath oder Hülfe brauchte, der suchte sie bei ihm. Alle Wohlthaten der Gräfin gingen durch seine Hand, denn sie selbst hatte die Grille: eine Frau in ihrer Lage mußte sich kalt stellen und untheilnehmend, um nicht misbraucht zu werden.

Der alte Pfarrer unterhielt sich gern mit Theodoren; er machte sie mit mancherlei Sachen und Geschichten der Gegend bekannt, und mit den Steinen und Pflanzen, die dort einheimisch waren. Sie gewann auch schon in den ersten Wochen ihres Aufent-

halts auf Sternau einen Liebhaber in der Person des Amtmanns.

Herr Salm von Salmen war der leibliche Sohn seines Vaters, des längst im Frieden entschlafenen Solleinnehmers Hans Friedrich Salm. Der Mann hatte sich, als Lieferant im Kriege, ein hübsches erworben, und es war ihm, man weiß nicht, wie, gelungen, seinen Sohn, der acht Jahre auf Universitäten gewesen, als Beamten nach Sternau zu bringen. Herr Salm von Salmen stand eben im Begriff, sein vierzigstes Jahr anzutreten. Er hatte bisher seinen Nacken noch ungebeugt vom Joch der Ehe erhalten, und sich fast einzig auf den Umgang mit der Frau Gerechtigkeit beschränkt, weil, wie er zu sagen gewohnt war, diese unter allen Frauen am nachsichtigsten sey, und gewöhnlich statt eines Auges, alle beide zuzumachen pflege. Aber auch sein Stündlein sollte schlagen, und Theodoren war es vorbehalten, bei aller Unschuld ihres Herzens, in seinem Innersten eine Verwirrung anzurichten, die er bald nicht mehr zu meistern vermochte. Seiner Neigung konnte übrigens, wie er treuherzig meinte, kein Hin-

derniß im Wege stehen. Er war reich; sie — ein armes Fräulein. In den Adelstand hatte er sich selbst, durch Verlängerung seines Namens, erhoben, und wenn seine Gestalt auch einen etwas fehlerhaften Umriß hatte, und der richtigen Verhältnisse ermangelte, so verlor sich doch diese Kleinigkeit in dem Glanz seiner Würde, denn in der That stellte er die erste obrigkeitliche Person in Sternau vor.

Seine übermäßige Neigung blieb jedoch Theodoren lange verborgen, obgleich sein Anzug täglich eleganter wurde, und er jeder Gelegenheit wahrnahm, ihr hundert kleine Aufmerksamkeiten zu erweisen. Nur dem ehrlichen Pfarrer entging die Veränderung nicht, welche, so auffallend, im ganzen Wesen des Gerechtigkeitspflegers vorging. Er zog das Fräulein damit auf, die den Scherz jedoch nicht von der lustigen Seite nahm, denn der edle Salm von Salmen mit seinem unheimlichen Lächeln und seinen bald scheuen, bald frechen Blicken hatte für sie so viel Zurückstoßendes, daß sie bei dem Gedanken, ein solcher Mensch könne seine Hoffnungen auf sie richten wollen, sich fast entrüstet fühlte. Sie vermied

von nun an sein Gespräch, so weit es die Schicklichkeit erlaubte, und nahm gegen ihn ein vornehmes Wesen an, was ihr keineswegs eigenthümlich war.

Dies erkannte der Herr Amtmann auch wohl, hielt es aber für Ziererei, und dachte in seinem beschränkten, gemeinen Sinn: das Täubchen wird schon firre werden.

Die Gesundheit der Gräfin nahm unterdessen zusehends ab, und bei der Annäherung des Herbstes konnte sie das Zimmer nicht mehr verlassen. Die Frau von Haimburg und ihre Tochter wichen nicht von ihrer Seite, und suchten jeden trüben Gedanken von ihr fern zu halten. Es wurde ein Arzt aus der nächsten Stadt gerufen — seine Vorschriften bewirkten der Kranken einige Linderung, und sie selbst fing an, neue Lebenshoffnungen zu nähren. Doch setzte sie ihren letzten Willen in einem Schreiben an ihren Sohn auf, und übergab das Papier, versiegelt, ihrer Freundin. Liebe Julie, sagte sie, das mußt du meinem Sohne geben, wenn ich vielleicht sterben sollte, bevor er zurückkehrt. Aber zugleich versprich mir,

auf jeden Fall mit Theodoren hier zu bleiben, bis zu seiner Heimkunft.

Die Gräfin fühlte sich in diesem Augenblicke übel — Todesblässe überdeckte ihr Antlitz. Sie sank in die Arme ihrer Freundin, und in wenigen Minuten war ihr Leben entflohen.

Der Schmerz der Frau von Haimburg und Theodorens um die Hingegangene war groß, ob sie gleich noch nicht an ihre eigne Lage dachten, die nun sehr ungewiß wurde, da man die Gesinnungen des abwesenden jungen Grafen nicht kannte. Die Frau von Haimburg schrieb an ihn, noch an demselben Tage; sie gab ihm umständliche Nachricht von den letzten Lebenstagen seiner Mutter und ihrem plötzlichen Verschwinden, und schickte den Brief unter der Adresse ab, die er in seinem letzten Schreiben aus Mailand angegeben hatte.

Auf Sternau herrschte eine allgemeine Trauer, denn die Leute der Verstorbenen waren ihr von ganzer Seele zugethan gewesen. Auf den ehrlichen Pfarrer hatte der Vorgang so gewirkt, daß die Frau von Haimburg ihm Trost geben mußte. In der That be-

hauptete sie auch die meiste Fassung, und es bewährte sich an ihr die Kraft einer klaren Lebensansicht und eines frommen Vertrauens auf eine höhere Lenkung menschlicher Dinge.

Nachdem der Leichnam der Gräfin in der Familiengruft beigesetzt war, bot der Pfarrer den beiden Frauen eine Wohnung in seinem Hause an, da im Schlosse so mancher Gegenstand traurige Erinnerungen hervorrufen und ihren Schmerz Nahrung geben mußte. Die Frau von Haimburg lehnte es aber ab. Meine Tochter, sagte sie, soll mit dem Leid vertraut werden, wie mit der Freude, und unsere Trauer ist heilig, darum wollen wir ihr nicht aus dem Wege gehen.

Die Herbsttage waren ungemein mild. Theodora ging oft ins Freie; aber das roth und gelb gefärbte Laub an Sträuchern und Bäumen, die öden Stoppelfelder, die melancholischen Töne der Vögel, die nun zum Theil von der Gegend Abschied nahmen, alles erregte ihr ein Gefühl der Vergänglichkeit, und sie versank in eine tiefe Schwermuth. Kronbergs Bild trat jetzt wieder lebendig vor ihre Seele, aber es war

ihr immer, seine Gestalt sey die eines Sterbenden, und er wolle ihr die Hand zum letzten Abschied reichen.

Um diese Zeit erhielt die Frau von Haimburg Briefe von ihrem Geschäftsmanne in W. Ihre Anwesenheit war dort nöthig, einer kleinen Erbschaft wegen, über die sich ein Streit zwischen mehreren Verwandten erhoben hatte. Theodora sollte sie begleiten, aber sie litt an den Folgen einer Erkältung, die sie sich in der feuchten Abendluft zugezogen, und es schien gewagt, sie den Beschwerden eines ziemlich weiten und unbequemen Wegs auszusehen. Die Mutter reiste darum allein, mit einem Bedienten der Gräfin, und Theodora bezog, bis zu ihrer Wiederkunft, ein Zimmer im Pfarrhause.

Der Amtmann, der seit lange von seinen Absichten auf das Fräulein nichts mehr hatte merken lassen, wollte jezt die Entfernung ihrer Mutter benutzen. Seiner Meinung nach konnten die Umstände nicht günstiger seyn. Durch den Tod der Gräfin waren die beiden Frauen hülflos geworden, und sahen sich einem ungewissen Schicksal preis gegeben. Sie mußten es daher als ein wahres Glück betrachten, wenn er, groß-

müthig, seinen Namen und sein Geld mit dem armen Fräulein theilte.

Der Erfüllung seiner Wünsche gewiß, besuchte er täglich das Pfarrhaus, doch war er schlau genug, um sich, im Anfange, zu verstellen. Er sprach mit dem Pfarrer über die Ereignisse des Tages, erzählte Zeitungsnachrichten, die gewöhnlich mehrere Wochen brauchten, um nach Sternau zu gelangen; pries die verstorbene Gräfin, und erhob die herrlichen Eigenschaften ihres Sohnes, den er kaum einige Wochen über, als Knaben von vierzehn Jahren, gekannt hatte. War Theodora gegenwärtig, so grüßte er sie höflich aber kalt, und richtete selten ein Wort an sie, doch konnte er nicht umhin, verstohlene Blicke auf das Fräulein zu werfen, und bestach sogar die Köchin des Pfarrers, damit sie gelegentlich seiner rühmlichen Eigenschaften zweckmäßige Erwähnung thun möchte.

In seinem Dienste war er, seit dem Tode der Gräfin, streng und unermülich; er trieb Pacht, Gülden und andre Abgaben mit Härte ein, doch zahlte er mitunter selbst für einen Armen, wenn die Summe gering und er gewiß war, daß seine Wohlthätigkeit

Theodoren zu Ohren kommen würde. Besonders ließ er sichs angelegen seyn, auf die Ankunft des neuen Gutsheern allerlei Feierlichkeiten zu veranstalten. Er hatte ausgerechnet, wie bald der Herr Graf den Brief erhalten und von Mailand eintreffen könne. Es wurde eine Ehrenpforte von Tannenzweigen errichtet, ein Paar Dorfsungen mußten sich im Trommelschlagen üben, und er selbst verfertigte ein Gedicht, welches dem Grafen von jungen Mädchen überreicht werden sollte.

Theodoren war es etwas bänglich zu Muthe bei diesen Anstalten, und sie erwartete die Ankunft des Grafen mit einer Furcht, von der sie sich keinen eigentlichen Grund anzugeben wußte. Besonders war es ihr Wunsch, daß ihre Mutter doch vorher zurückkehren möchte. — An einem schönen Nachmittage ging sie auf der Straße durch das Thal hin, in mancherlei Betrachtungen verloren. Sie setzte sich auf einen Stamm, der am Wege lag, und sah lange starr vor sich hin. Der Knall einer Flinte brachte sie zu sich. Sie fuhr erschrocken auf, und erblickte in kleiner Entfernung einen Jäger, der einen Hasen ge-

schossen hatte, und sich eben seiner Beute bemächtigte. Es war ein junger Mann in grüner Jacke und rundem Hut. Er nahm den Hasen vom Boden auf, hing die Doppelflinte über, und ging auf das Fräulein zu, und grüßte sie mit Anstand. — Theodora sah ihm ins Gesicht und erstarrte zur Bildsäule. Es war Kronberg. Auch er schien höchst überrascht. —

Fräulein Theodora, rief er, wie treffen wir uns hier?

Sie wollte ihm eben Auskunft geben, aber in diesem Augenblick stürmte der Amtmann mit einem Gerichtsdiener herbei.

Ha, Herr Wilddieb, schrie er, das soll ihm theuer zu stehen kommen. Wer giebt ihm das Recht, auf dem hochgräflichen Grund und Boden zu bürschen?

Dieses Recht habe ich mir selbst genommen, sagte Kronberg lachend.

Der Amtmann tobte, und befahl dem Häfcher, dem Fremden die Flinte zu nehmen, und ihn als Arrestanten ins Gefängniß zu bringen.

Theodora wollte den Amtmann bedeuten, aber der Baron gab ihr einen Wink, den sie zwar ver-

stand, doch nicht wohl begreifen konnte, und ließ sich geduldig fortführen. Fräulein, rief er ihr im Weggehn zu, seyen sie unbesorgt, es ist kein Trauerspiel, sondern eine Komödie, und zwar von der drolligsten Art.

Der Herr Salm von Salmen wußte sich vor Ingrimm kaum zu halten. — Ohne Zweifel eine alte Bekanntschaft? sagte er zu Theodoren mit höhnischem Lächeln. —

Sie warf ihm einen stolzen, verächtlichen Blick zu, und kehrte ihm den Rücken. Der Vorgang hatte sie indeß gewaltig ergriffen. Sie sann lange nach, um sich seine plötzliche Erscheinung und sein geheimnißvolles Zuwinken zu erklären. Ohne Zweifel, dachte sie bei sich, ohne Zweifel ist Kronberg ein Verwandter der verstorbenen Gräfin; er weiß nichts von ihrem Tode; und will sie überraschen und sich mit dem Amtmann einen Scherz machen.

Diese Vermuthung hatte zu viel Wahrscheinliches, daß sie ihr nicht über die Verhaftung Kronbergs volle Beruhigung gewähren konnte. Allein in ihrem eigenen Herzen lag der Stoff zu größern Besorgnissen.

Der Anblick des schönen jungen Mannes hatte auf sie mit der ganzen Kraft der Ueberraschung gewirkt, und sie konnte sich die Neigung zu ihm von nun an nicht mehr verbergen. Doch faßte sie augenblicklich den Entschluß, dagegen anzukämpfen, und keinen thörichten Wünschen und Hoffnungen Raum zu geben.

Schon verlängerten sich die Schatten im Thale, und der Abendthau hing in ihren Locken, als sie bemerkte, daß es Zeit sey, nach Hause zurückzukehren.

Der Amtmann war unterdessen mit seinem Gefangenen wohlbehalten in Sternau angekommen, und nahm sogleich ein Verhör mit ihm vor. Auf die Frage nach Namen, Stand und Herkunft antwortete Kronberg: er heiße Seltzam, sey am Main zu Hause, habe, als Freywilliger, die Schlacht bei Leipzig mitgefochten, auf dem Schlachtfelde große Beute gemacht, und suche nun eine angenehme Gegend, um sich daselbst anzukaufen.

Bei dem Wort Beute erheiterte sich das Gesicht des Herrn Amtmanns, wie es ihm sonst nur zu geschehen pflegte nach der dritten oder vierten Flasche. Er nahm eine Priefe, und sagte schmunzelnd:

Es muß eine wahre Lust seyn auf einem Schlachtfeld, ich meine nämlich, wenn die Schlacht vorbei ist.

Wahrhaftig, versetzte Kronberg lachend, da regnet es Uhren und Dosen und volle Börsen und Brieftaschen mit Banknoten.

Der Amtmann machte unwillkürlich eine Bewegung mit den Händen, als müßte er zugreifen. Kronberg zog, wie absichtlos, seine goldne Repetiruhr hervor, und sah nach der Stunde.

Eine herrliche Uhr, rief Herr Salm von Salmen — zeigen Sie doch! Die haben Sie wohl auch zur Beute gemacht.

Gefällt sie Ihnen, so ist sie in guten Händen, erwiderte Kronberg, indem er ihm die Uhr hinreichte.

Zum Andenken der Leipziger Schlacht will ich sie wohl tragen, sagte der Amtmann, und steckte sie hastig in die Tasche. — Ich sehe wohl, fuhr er nach einer Pause fort, ich sehe wohl, sie sind ein Ehrenmann, und die Geschichte mit dem Hasen war nur ein kleiner Spaß. Sie nehmen mirs nicht übel, daß

ich sie in meinem Amtseifer ein wenig barsch anließ. Aber die Dienstpflcht, sie wissen wohl! Doch nichts von Odioss! Erzählen sie mir doch etwas von der Leipziger Schlacht und wie es da eigentlich zugegangen. Bis jetzt haben wir nur erst konfuse Nachrichten erhalten, die Zeitungen kommen spät zu uns. — He, Adam, Adam! Komm doch herein, dieser Herr hat die große Völkerschlacht mitgeschlagen, und will uns nun alles haarklein erzählen.

Adam war der Büttel und die rechte Hand des Amtmanns. Er schien eben nicht sehr verwundert, seinen Herrn in so gutem Vernehmen mit dem Arrasanten zu sehen, denn dergleichen mochte schon öfters vorgefallen seyn. Kronberg machte eine Beschreibung von den Schrecknissen des achtzehnten Oktobers, wobei den beiden Zuhörern Angst und bange wurde. Sie saßen starr und stumm, mit weitgeöffnetem Munde, und kein Laut kam über ihre Lippen.

Das allerentsezlichste, fing Kronberg nach einer kleinen Pause wieder an, das allerentsezlichste Schauspiel an diesem Tage, bot ein Reitergefecht dar, an welchem ich selbst Theil hatte. Zehn Lanzenträger

stürzten auf mich ein — so führt ich meine Streiche — mit Erlaubniß.

Er nahm dem Büttel den Stock aus der Hand; focht einige Augenblicke herum, und ließ hierauf fürchterliche Schläge auf die Schultern und den Rücken des Amtmanns und seines Dieners fallen, daß diese, wie toll, durch das Zimmer sprangen, laut um Hülfe schreien, und sich mit Tischen und Stühlen zu verrammeln suchten. Doch umsonst, der unbarmherzige Feind wußte ihnen, mit dem langen Stock des Büttels noch immer beizukommen, und es blieb den Bedängstigten nichts übrig, als den Rückzug durch das Fenster auf die Straße zu nehmen.

Unterdessen hatte der Herr Amtmann die An- und Innenwohner des Schlosses aufgeboten, den Fremden, der nothwendig toll seyn müsse, festzunehmen. Er sah sich auch bald an der Spitze eines Haufens von zwanzig bis dreißig Mann, mit denen er, frischgemuthet, das Schloß umstellte. Der Fremde trat eben aus dem Thore. Da ist er, faßt ihn, schrie der Herr Salm von Salmen, allein die Bauern waren über den edlen Anstand und die entschlossene

Miene des jungen Mannes betroffen, und ein junger Bursche machte die übrigen aufmerksam, daß er einen Militärorden im Knopfloch habe, und es ohne Zweifel ein Offizier sey.

Hierüber sank dem Amtmann der Muth ein wenig, und er fing sogar zu zittern an, als Kronberg, ruhig lächelnd, auf ihn zu ging, und mit Ernst und Spott sagte:

Herr Amtmann, den Orden, den sie an mir sehen, habe ich mir in der Schlacht verdient, von der ich ihnen eine so anschauliche und lebhafteste Darstellung gemacht. Mein Name ist von Kronberg; ihr Graf ist mein Busenfreund, und da ich weiß, daß er in wenigen Tagen hier eintreffen wird, so bin ich vorangeeilt, um ihn zu überraschen.

Die Bauern nahmen jetzt ehrerbietig die Mühen ab, und einige der ältern fragten nach ihrem gnädigen Herrn, und zeigten sich herzlich erfreut ob seiner baldigen Ankunft.

Der Amtmann hatte sich inzwischen sachte davon geschlichen, und war nach dem Pfarrhause gegangen, um die Meinung des Pfarrers über den bedenklichen

Vorfall zu hören. Das böse Gewissen stachelte ihn gewaltig, doch hielt er immer noch für möglich, daß der Fremde ein Betrüger seyn könne. Er fand den Geistlichen mit Theodoren in einem ernstern Gespräch begriffen; doch ließ er sich das nicht stören, und begann sogleich, beim Eintritt, eine lange und breite Erzählung alles dessen, was ihm mit dem Fremden begegnet war.

Theodora und der Pfarrer lächelten. In diesem Augenblicke stürzte der Büttel fast athemlos in das Zimmer. Herr Amtmann, rief er, der Fremde ist in der Kirche —

Er wird beten, unterbrach ihn der Pfarrer.

Nein, nein, lärmte der Büttel; ich bin ihm nachgegangen, und habe mit meinen eignen Augen gesehen, wie er die hochgräßliche Familiengruft mit einem Schlüssel geöffnet, eine Wachskerze vom Altar genommen, sie an der ewigen Lampe angezündet und in das Gewölbe hinabgestiegen — da unten sind Ringe und andre Kostbarkeiten zu holen.

Sagt ichs doch! schrie der Amtmann. Es ist ein ausgelernter Dieb, ein gefährlicher Vagabund —

Herr Amtmann, versetzte Theodora mit hochglühendem Antlitz, Herr Amtmann, ich bedaure Sie, daß Sie nur das Schlechte zu begreifen fähig sind, aber kein edleres Gefühl zu ahnden vermögen.

Der Herr von Salm stand verduzt da, der Pfarrer aber schlug vor, sie wollten miteinander in die Kirche gehen, und sich durch den Fremden selbst das Geheimnißvolle in seinem Betragen entschleiern lassen. Theodora zögerte, und hielt es für unschicklich, jemanden in einer frommen Beschäftigung zu stören. Der Pfarrer nahm sie aber bei der Hand, und zog sie mit sich fort. Fräulein, sagte er, Sie haben mich über Herrn von Kronberg vollkommen beruhigt, allein die Art, wie er hier austritt, hat doch etwas Seltsames, und ich wünschte, daß die Ankunft unsers neuen Herrn in Friede und Liebe gefeiert werden möge.

Als sie in die Kirche kamen, welche von dem Schimmer der ewigen Lampe nur matt erleuchtet wurde, sahen sie den Stein, welcher das Begräbnißgewölbe schloß, hinweggehoben. Sie stellten sich an

den Hand, und vernahmen die mit dem tiefsten Schmerz ausgesprochenen Worte :

Mutter, meine theure Mutter, ich stehe neben dir, und du siehst mich nicht mehr !

Der Amtmann fuhr zusammen, als wär' er unversehens auf eine Schlange getreten. Auch Theodora erschrock, nur der Pfarrer blieb ruhig. Das Räthsel ist gelöst, sagte er, dies ist der junge Graf selbst. — Sie überlegten nun, ob sie bleiben, oder sachte hinweggehen sollten. Bleiben, bleiben, sagte der Amtmann mit bebender Stimme, ich will meinem gnädigsten Herrn die erste Huldigung darbringen, hier, in Gottes Nähe, am Grab seiner Mutter, wird er milde sehn.

Kronberg war wirklich der junge Graf von Lindorf. Er hatte, beim allgemeinen Kriegesrufe gegen Frankreich, Italien im Flug verlassen, um sich in die Reihen der Vaterlandskämpfer zu stellen. Da aber seine Besitzungen zum Gebiet des Rheinbundes gehörten, so gab er sich einen andern Namen. Seine Mutter, die diesen Schritt nie gut geheißen hätte, und deren schwankende Gesundheit die zarteste Scho-

nung erheischte, ließ er in dem Glauben, er besinde sich fortwährend in Italien. Von dorther waren auch alle seine Briefe ins elterliche Haus datirt, und ein vertrautes Handelshaus besorgte seine Correspondenz. Der Obriste, bei dessen Regiment er Dienste nahm, war ein vertrauter Freund seines Vaters gewesen, und das Papier, welches er ihm, in Gegenwart Theodoren's und ihrer Mutter, gegeben, hatte das Geheimniß seiner Abkunft enthalten.

Als er aus dem Grabgewölbe heraustrat, warf sich der Amtmann zu seinen Füßen, und stammelte unsinnige Worte. Der Pfarrer begrüßte ihn herzlich, nur Theodora stand verlegen, und wußte nichts zu sagen.

Er reichte dem Pfarrer und Theodoren die Hände. — Würdiger Mann, sagte er, seien Sie mir Freund und Rathgeber, wie Sie's meiner trefflichen Mutter waren. Und Sie, mein Fräulein, sehen Sie auch fortan in mir nur den alten Kronberg, denn ich möchte nicht, daß unsere Bekanntschaft jetzt eine neue würde. — Und Sie, fuhr er fort, indem er sich zum Amtmann wendete, Sie mögen Gott danken, daß

wir hier an heiliger Stätte sind. Ich hörte unterwegs so schreiende Klagen über ihre Verwaltung, daß ich mich entschloß, als Fremder hier aufzutreten. Ihr Betragen gegen mich, als ihren Gefangenen, macht jede weitere Untersuchung überflüssig. Morgen das Weitere. Theodora schaute den Grafen mit einem flehenden Blick an, und es gereute ihn fast der harten Worte, die er eben gesprochen. Er bot ihr freundlich seinen Arm, und ging mit ihr und dem Geislichen nach dem Pfarrhause, wo er sich, bei dem Lehtern, genau nach dem Betragen des Amtmanns und dem Zustande seiner Bauern erkundigte. Theodora begab sich auf ihr Zimmer, denn sie bedurfte der Einsamkeit, um sich zu sammeln. Es war in ihr eine Unruhe, die sie nicht zu meistern vermochte, und sie erschrad, als sie sich die Ursache derselben eingestehen mußte. Der Graf hatte Eindruck auf sie gemacht, und sie klagte sich jetzt, unter Thränen, einer eiteln Schwäche an. Wie gern hätte sie sich, in diesem Augenblick, an das Herz ihrer Mutter geworfen, und, in kindlicher, reiner Offenheit, ihr Inneres aufgeschlossen! Sie trat ans Fenster, sah zum Himmel

auf, und breitete, unwillkürlich, die Arme aus, um von oben Trost und Muth herabzuziehen. Bald legte sich auch der Sturm in ihrem Busen, und sie fühlte wieder in sich den Frieden der Unschuld und des frommen Vertrauens. Aber sie glaubte, den Anblick des Grafen vermeiden zu müssen, und so oft er, die folgenden Tage über, in das Pfarrhaus kam, entfernte sie sich auf ihr Zimmer, oder machte sich irgend etwas im Hause zu thun. Dem alten, lebenserfahrenen Prediger war jedoch dieses absichtliche Vermeiden des Grafen nicht entgangen, und er muthmaßte die Ursache davon. Auch legte er's manchmal unmerklich im Gespräch darauf an, Theodoren über ihre Gesinnung gegen den Grafen auszuforschen, was ihm, bei ihrer Unbefangeneheit und Offenheit, nicht schwer werden konnte. Eines Tages wollte sie sich ein Buch bei ihm holen; als sie eben die Thüre seines Zimmers öffnen wollte, hörte sie darin sprechen, und ihren Namen nennen. Sie erkannte die Stimme des Grafen, und eine verborgene Glut schlug plötzlich aus ihrem Herzen auf, und färbte ihre Wange. Sie wollte sich alsbald wieder entfernen, allein in der Verwir-

rung machte sie ein Geräusch an der Klinke, und nun glaubte sie erst hineintreten zu müssen. Ihre Kniee wankten, und sie konnte kaum eine Verbeugung machen, und einige leise, unvernehmliche Worte sammeln. Um Gottes Willen, was ist Ihnen, Fräulein, rief der Graf, und ging besorgt auf sie zu.

Ich weiß nicht, lispelte sie, und wankte. — Der Graf führte sie auf einen Stuhl.

Ist Ihnen etwas begegnet? fragte er, mit besorgter Theilnahme.

Ich weiß nicht, antwortete Theodora, es war mir auf einmal so ängstlich, so bellommen. —

Der Graf wollte Anstalten machen, nach dem Arzte zu schicken, aber der Pfarrer hielt ihn ab.

Ich bin ja auch ein halber Arzt, sagte er freundlich, indem er zu Theodoren trat und ihren Puls befühlte. — Sie sind etwas angegriffen, setzte er hinzu, allein es ist wohl keine Gefahr dabei. Doch will ich etwas verschreiben.

Er ging an seinen Tisch, schrieb einige Worte, und gab Theodoren das Papier.

Lesen Sie, liebes Kind, und sagen Sie mir, ob Ihnen die Arznei nicht zuwider ist?

Theodora nahm das Papier mit bebender Hand — ihre Augen hafteten fast unbeweglich auf dem Inhalte — ihr Antlitz brannte in fiebrischer Glut — sie schien einer Ohnmacht nahe.

Auf dem Papier stand :

„Der Graf bietet Ihnen seine Hand an. Er ist ein
„reiner, trefflicher Mensch.“

Eine Weile saß sie, einer Bildsäule gleich, dann erhob sich ihr Auge. Sie sah erst den Pfarrer, dann den Grafen an, und ergriff die Hand des erstern.

Seyen Sie in diesem Augenblick mein Vater, sprach sie mit himmlischer Stimme.

Nun dann, so segne ich Dich, meine Tochter, und segne Dich, mein Sohn!

Mit diesen Worten legte der Pfarrer Theodorens Hand in die Hand des Grafen.

Die jungen Leute konnten nicht sprechen; sie brachten nur abgerissene Worte hervor.

Der Pfarrer blickte, tief gerührt, auf sie hin, nahm
seine Mühe ab, faltete die Hände, und rief:

Gott segne diese Stunde! In Eurem Glück liegt
das Glück von Hunderten, die Euch angehören.

Schreiber.

B e r l o r n e s.

„Graf, dein Verlust war von Bedeutung;
Allein du nanntest in der Zeitung
Ein Duzend woll'ne Strümpfe nur,
Und seid'ne sind's, wie ich erfuhr.
Durch dein Versehen — —“ Kein Versehen!
Das Kniffchen fiel mir bei zum Glück;
Aus wahrer Schlaubeit ist's geschehen:
Denn würd' im Aufruf seid'ne stehen,
So brächte Niemand sie zurück.

Haug.

W e r b u n g.

Mädchen, willst du mir gehören,
 So sprich ja und schlag' nur ein!
 Kann nicht seufzen, kann nicht schwören;
 Willst du? gut! Wenn nicht — mag's seyn!

Gold hab' ich nicht aufzuweisen,
 Aber Lieder zahlen auch,
 Will dich loben, will dich preisen,
 Wie's bei Dichtern heit'rer Brauch.

Doch gefällt's dir, einst zu brechen,
 Thu's mit Maasß und hüte dich;
 Lied, das schmeichelt, kann auch stechen,
 Dich verlehest du, nicht mich.

Dichters Gram ist leicht verschlafen,
 Seine Kunst ist trostesreich,
 Und die Lieder, die dich strafen,
 Trösten heilend ihn zugleich.

Grillparzer.

Schweizerheimweh.

Ballade.

Ferne von der Alpen Höhen,
 Ferne von der Heimath Seen,
 In der weiten Ebne Sand,
 An des Meeres ödem Strand
 Stand der Hirt und sann und schaute,
 Wann der frische Morgen graute,
 Wann die Sonne niedersank,
 Und im Herzen war er krank.

Keine Berge, keine Matten,
 Keine Bäch' in Waldesschatten,
 Keine Thäler sieht er mehr;
 Alles ist so öd' und leer.
 Keine Geißen sieht er steigen,
 Hört nicht mehr der Klübe Reigen; —
 Horch! Was tönt ihm da in's Ohr?
 Plötzlich dringt Gesang hervor:

*) »Mein Lieb, wo bist hin schwunden,
 »Vom Hüttlein am Brunnen hinweg?
 »Hab gesucht dich und nicht funden
 »Auf jedem Weg und Steg.

»Hab gesucht dich in Klüften und Gränden,
 »Auf der Alp und unten am See;
 »Und konnt dich nirgend finden,
 »Wie war mir da so weh!

»Drauf bin ich fortgegangen,
 »Immer weiter und weiter hinab;
 »Und kann ich dich nicht erlangen,
 »So erlang ich doch das Grab.“

Und sein Herz will ihm zerspringen
 Ob den Tönen, ob dem Singen.

Und er schauet wild umher,
 Ruft verzweifelnd: »Wer, o wer
 »Mag so grausam mich verhöhnen
 »Mit der Heimath süßen Tönen,

*) In der Weise eines bekannten Berner Kühreihens.

„Mit dem Keigen wohlbekannt
 „Dort im Alpen = Vaterland!“

„Vaterland, du bist verloren!
 „Hab' der Fahne mich verschworen;
 „Fahne zog nach Niederland,
 „Und der Alpen Gipfel schwand.
 „Und mein Lieb, es blieb dort innen,
 „Seine Thränen sah ich rinnen;
 „Minnen sie nicht zu mir her,
 „Minnen mit dem Rhein ins Meer?“

„Freilich wird mein Lieb mich suchen!
 „Soll ich stets mir selber fluchen?
 „Nuh find ich in Meeresfluth,
 „Wo auch Liebchens Thräne ruht.
 „Dort kann Eid nicht länger binden;
 „Meeresfluth wäscht alle Sünden
 „Von dem kalten Leichnam ab;
 „Ist für mich das beste Grab.“

Und schon stürzt er sich vom Strande,
 Plötzlich fassen zarte Bande

Ihn und eine weiche Hand;
 Wen erblickt er umgewandt?
 's ist sein Lieb, und um ihn schließen
 Ihre Arme sich, es fließen
 Thränen heiß auf seine Brust,
 Und er fragt in Grau'n und Lust:

„Gelt, dein Geist ist's?“ — Doch die Küsse
 Ihres Mundes und das süße
 Warme Wogen ihrer Brust
 Wandeln Grauen bald in Lust.

„Nein, ich bins! ich hab' dich funden!

„Nun ist aller Gram verschwunden.

„Nimmer geh' ich nun von dir,

„Bei dir bleib ich, bei dir hier.

„Bis gelöst ist dein Verschwören,

„Bis du darfst zur Heimath kehren,

„Zieh ich an ein Mannsgewand,

„Dien' auch ich dem Niederland.

„Dann wir heim zusammen eilen,

„Wo das Schweizerherz wird heilen

„In der Berge tiefem Grund,
 „Alpenbrünnlein macht's gesund.“

Und sie stellt im Mannsgewande
 Sich dem Herrn der Niederlande:

„Drey Jahr will ich dienen dir,
 „Schenkst du drey Jahr dem dafür!“

Doch dem König war's verrathen,
 Und er blickt sie an mit Gnaden:

„Nimm, gelöst sey ihm der Eid,
 „Nimm ihn hin, du treue Maid!“

Lembke. *)

*) Evangelischer Stadtpfarrer zu Freiburg im Breisgau,
 gestorben im Frühjahr 1819.

Die Wünsche. 1815.

Wenn ich nur ein Vög'lein wär',
 Flög' ich, weiß wohin!
 Weithin über Berg und Meer
 Nach der Zauberin,
 Die mein Herz mir hat gestohlen,
 Alle Freude, alle Ruh! —
 Wollt' mein Herz mir wieder holen
 Und das ihrige dazu!

Wenn ich nur ein Wölkchen wär',
 Wüßst' ich, was ich thät! —
 Ich zög' über'm Liebchen her,
 Wenn's zu Bade geht; —
 Gieß' in Tröpfchen ganz mich nieder,
 Auf die Locken, auf die Brust,
 Träufelte durch's bunte Nieder
 In ihr Herz, der Liebe Lust!

Wenn ich nur ein Spinnchen wär',
 Wüßt' ich, was geschäh'.
 Ich späkn' Neshen um sie her,
 's thät' ihr gar nicht weh!
 Immer enger würd' ich spinnen,
 Bis sie nahe Herz an Herz
 Mir nun nicht mehr könnt' entrinnen,
 Mit mir theilte Liebescherz
 Ferd. Fhr. v. Biedenfeld.

Bullay und Clary.

O laß dein Bürnen, mein Leben! Mein Licht!
 O mache mir doch ein bess'res Gesicht! —
 „Ich bin nicht der Schöpfer; ich kann es nicht.“
 Haug.

Lehre für junge Mädchen.

„Ich habe meine Flamme dir gestanden,
 „Und du Grausame lachtest meiner Pein.
 „Ach! alle meine Hoffnungen verschwanden,
 „Die warme Brust lehnt' ich an kalten Stein.
 „So will ich dir denn meine Stärke zeigen:
 „Kein Seufzer werde je mehr laut vor dir,
 „Und sollt' es mich erdrücken, ich will schweigen,
 „Du hörst kein Wort der Liebe mehr von mir.

Dem Schwärmer, der so spricht,
 Mädchen, lacht in's Angesicht;
 Denn er schweigt ganz sicher nicht.

„Du willst sogar, ich soll dich ganz verlassen,
 „War denn so schrecklich strafbar, was ich that?
 „So willst du mich, weil ich dich liebte, hassen,
 „Und mich entfernen, weil ich mich genacht.
 „Wohlan, zu deinem unbarmherz'gen Siege

II. Jahrg.

4

„Wünsch' ich dir Glück. — Fällt mir's auch noch so
schwer,

„Doch geh' ich fort — ich laufe — eile — fliege,
„Und dieses Antlitz siehst du niemals mehr.

Genem Schwärmer, der so spricht,
Mädchen, lacht ins Angesicht;
Denn er geht ganz sicher nicht.

„Noch mehr, als Mann — als starker will ich handeln,

„Der dir mißfällt, schließt seinen Lebenslauf.

„Nicht will er dir zur Qual hienieden wandeln,

„Es nehm' ihn eine kühle Welle auf.

„Leb' wohl, Geliebte, meine beste Habe,

„Mein Herz, auf ewig bleibt's bei dir zurück;

„Weinst du ein Thränchen mir auf meinem Grabe,

„So hab' ich doch erreicht mein höchstes Glück.

Genem Schwärmer, der so spricht,
Mädchen, lacht in's Angesicht;
Denn er stirbt ganz sicher nicht.

„Du willst mich nicht, auch ich kann dich vermeiden

„Viel Blumen blüh'n auf diesem Erdenrund.

„Und muß man auch von einer Rose scheiden,
 „Thut man dafür bald einen bessern Fund.
 „Ades! ich werde kein Spektakel machen
 „Und aus dem Leben geh' ich nicht hinaus,
 „Ich werde über meine Schwachheit lachen,
 „Und suche mir ein andres Liebchen aus.“

Wer so spricht, dem glaubet gleich,
 Der stürzt sich in keinen Teich,
 Sondern lachet über Euch.

J. F. Castelli.

Herzog Christoph und sein Schreiber.

Württembergische Sage.

Herzog Christophs Kammerschreiber
 War Franz Kurz, der Possentreiber,
 Obwohl im geheimen Rath
 Er ganz ernst und sittig that.
 Auf dem Stühlchen saß er unten;
 Wenn die Herren Rät'h' im bunten,
 Weiten Kreise saßen sinnend,
 Lange Reden flossen rinnend,
 Sah man sink ihn mit der zieren
 Feder still protokollieren.
 Keiner von den Herren dachte,
 Wie Franz Kurz im Herzen lachte,
 Wenn ein schiefes Wörtlein fiel;
 Nüstig lief sein Federkiel;
 Aber heimlich hinterdrein
 Gab er's preis beim Gläschen Wein.

Einmal doch, da ward's ihm sauer,
 Als der Bürger und der Bauer
 Ward mit Worten arg mishandelt,
 Recht in Unrecht gar verwandelt;
 Und die alten weisen Münde
 Ihm die allerfeinsten Gründe
 Judiktirten für die Lehre:
 Volk, wie Schaf sey für die Scheere.
 Kaum hielt er die Sitzung aus;
 Und, als jeder ging nach Haus,
 Blich er noch im Saale stehen,
 Das Geschriebne durchzusehen;
 Stößt die Akten in die Scheide,
 Greift nach einem Stücklein Kreide;
 Von Muthwill und Zorn entbrannt,
 Schreibt er an die Tafelwand
 Mit großmäch't'ger Schrift: „Ey nu!
 Es geht wunderbarlich hier zu!“
 Dann, die Akten in der Tasche,
 Will er wandern zu der Flasche.
 Auf der Treppe wird's ihm bang:
 Einer, über kurz und lang,

Kann es lesen, und ein Feder
 Kennt die Büge seiner Feder.
 Ihn verlangt nach keiner Wätschen,
 Besser ist's, es auszulöschen!
 So hinauf zum Saale wieder;
 Doch ihm rieselt's durch die Glieder,
 Vor der Thüre macht er Halt,
 Sorglich blickt er durch den Spalt:
 Sieh! da tritt zur andern Thüre —
 Weh! — der Herzog selbst herfür: —
 Meister Kurz steht auf der Schwelle,
 Wie am Eingang zu der Hölle;
 Durch den Spalt steht er mit Schrecken,
 Wie der Herr die Schrift entdecken,
 Als bald näher treten thät;
 Lesend davor stille steht.
 Und jetzt wird er auch sich drehen,
 Wird den argen Schreiber sehen;
 Dann fahr wohl du guter Dienst,
 Morgensuppe, Beigewinnst!
 Soll er fliehen, soll er bleiben?
 Doch, was mag der Herzog schreiben,

Der zur Kreide selber greift,
 Während er die Schrift durchläuft?
 „Es geht wunderbarlich hier zu!“
 Schriebest Kammereschreiber, du!
 Und dein Herzog nimmt die Kreide,
 Sich zum Scherz, dir nicht zum Leide,
 Schreibt er bei in guter Ruh:
 „Und Franz Kurz hilft auch dazu.“

Gustav Schwab.

H e r r B a v.

Wo steht am jüngsten Tage wohl Herr Bav?
 Er ist in gleichem Grade Bock und Schaf.

Haug.

Hyperbele auf Wahls Nase.

Warum Er plötzlich aufzuschrey'n begann?
 Im letzten Säkulum ward böser Weise
 An seiner Nasenspiß' ihm weh gethan,
 Und endlich kam der Schmerz auf seiner Reise
 An seinem Haupt im Jahrgang Achtzeh'n an.

Saug.

Neues Fuhrwesen.

Er fährt gewöhnlich von Haus
 Mit vier Isabellen aus
 In seiner Berline,
 Und seine Nase voraus
 In einer Draisine.

Saug.

Der Oerrichter von Moskau.

Novelle.

Zu Peter des Großen Zeiten lebte in Moskau der Knees Fedor Furgowit, der ein feuriges Schwerdt der Gerechtigkeit hieß und Blut auf Blut vergoß, um die finsternen Zeiten zu lichten. Moskau, der Sammelplatz der Reisenden aller Zonen, die Zuflucht fremder Triebbarkeit, prangte noch immer stolz auf den Pomp und die Würde des vielhundertjährigen Sitzes der Czaren, das neuerbaute St. Petersburg zu überbieten strebend, das mit zauberhafter Eile und dennoch auf festen Grundsäulen, dem Schlamm entstieg. Moskau bot die Pracht und Kunst alter Zeiten, die es von Griechenland aus begrüßt und mit seinen Bieren verherrlichte, wetteifernd dem neuen französischen Kunstgeschmack entgegen, der in

St. Petersburg einriß, der nur der Neuheit wegen des Czaars regsamen Sinn reizte. Den alten Russen störte nicht in seinen Lebensgenüssen das Mißverhältniß zwischen dem Pomp der Kirchen und des Kreml, und der Dürftigkeit seiner Umgebungen, für ihn war kein Mißklang darin. Im groben langen Kittel, mit langem Bart, in der dürstigen Hütte, war ihm seine schlichte Kost und seine Volkstracht theuer, doch den Schutzheiligen an der Wand bekleidete er liebevoll, ihm reicht' er Perlen, Stoff, Seide und Goldborten, ihm bracht' er Blumen der Gärten und Fluren, sein Haus und sein Leben waren geschmückt und freudig, wenn das himmlische Bild prangend und leuchtend war. Seine Hütte stand dem Fremdling offen, der, nach griechischer Sitte, nicht um seinen Namen befragt und mit allem bewirtheet wurde, was der Besitzer vermochte; dem Abstand zwischen der gottesdienstlichen Pracht und der Dürftigkeit des Volks vergleichbar, war der, welchen man im Gemüthe des Russen fand. Hohe Tugenden strahlten neben Fehlern und Lastern, durch kein einendes Band verböhnt, und dennoch gut nebeneinander bestehend, so daß der durch die Macht der Religion zur Ordnung gebrachte

Wilde sich in seiner Eigenthümlichkeit gefiel und von ihr nicht lassen wollte.

Auch Fedor Furgowih, der Obergerichter von Moskau, haßte das fremde, das aufgedrungene Neue, und den Czaar, der den Sitz seiner Väter verschmähete. Der kräftige Mann war in Freudigkeit aufgewachsen zu einem reichen, wichtigen Wirkungskreise, doch die Sterne seiner Bahn gingen unter, und sein Muth wurde zum wilden Unmuth, als er den Kaiser, den er für groß erkennen und darum nur wüthender hassen mußte, sein innerstes Herz von seinem Volke wenden, die ruhige Ordnung der Dinge umstoßen, den Russen seine ins tiefste Leben eingewurzelten Volksitten entreißen, und ihm dafür das noch nicht Erprüfte aufdringen sah, eines fremden Himmelsstrichs, fremder Völker Gebräuche und Neppigkeiten. Gleichwohl hätte Peter viel thun können, wenn er dem Russen seinen Bart ließ. Der Bart, pflegte Fedor Furgowih zu sagen, ist der Pelz von Kinn und Wangen, er ist des Mannes Kennzeichen und sein Schmuck. Die im Morgenland ihn abscheren, sind Sklaven, der Russe ist frei geboren, darum liebt er seinen Kaiser. Ein Russe ohne Bart ist ein Baum ohne

Laub! Wenn Fedor Furgowih's sanfte Ehegenossin solche Worte hörte, sagte sie ihm milde: Du, der das Gesetz am Meisten aufrecht halten soll, wie ziemt es sich, daß du dem Czaar entgegenstehst? Furgowih sah sie finster an, und antwortete nichts, doch zwang er sich, vor dem Volke seinen Ingrimm nicht laut werden zu lassen. War er aber in jüngern Jahren ein ernster, strenger, jedoch behutsamer Richter gewesen, der des Menschenbluts schonte, so glich er sich nun nicht mehr, seit der gewaltsamen Umwandlung der Zeit, von der Peter der Große nicht der Urheber, nur das Werkzeug des göttlichen Willens war, und in welcher die Russen dennoch nur Menschenwerk erkannten, eben weil dies Werkzeug zu feurig jedes Hinderniß bestiegen, gleich vom Kern die Frucht pflücken wollte. Der Lebensüberdruß, die Aufgeregtheit des Innern brachte bei Fedor Furgowih eine Gewaltthatigkeit hervor, die ihn zum Wütherich machte. Dem geringsten Vergehen wurde der Tod zuerkannt. Die Richtplätze wurden nicht leer von Leichen, er schätzte selbst das Leben nicht mehr, darum ging er damit so willkürlich um. Sein zartes Ehegemahl härmtete sich im Stillen über ihres Mannes Sinnesänderung, sie

fing an, die blutige Hand zu verabscheuen, die ihr Lieblosen wollte. Ihr Sohn Gregor, den sie im ersten Jahr ihrer Ehe geboren, war ihr einziger Trost, denn ein reiner Strahl der Milde und Liebe glänzte ihr aus seinen blauen Augen entgegen, und sein Herz war für ihre sanften Vermahnungen empfänglich. Wie zu jeder dunkeln Zeit das Licht eine Zuflucht in reiner Frauen Brust gefunden, trug Gregors liebevolle Mutter den himmlischen Strahl der Erkenntniß des Guten im Herzen; sie verkannte nicht, wie der Czaar, die Tugenden ihres Volkes, weil sie nicht von Anmuth bekleidet waren, doch war sie auch nicht, wie ihr Mann, einseitig für sie eingenommen; vor ihrem Geistesblick gestaltete sich mit Klarheit das wahre Bedürfniß der Zeit, und sie wirkte durch Liebe, Frömmigkeit, Zucht, Sitte und Guld, so wie durch anhaltenden Unterricht, den sie ihrem Sohn verstofften gab, auf ihn, bis in sein dreizehntes Jahr, wo sie der Tod dem schön aufblühenden Knaben entriß, indem sie einer Tochter genas, die sie Theofla nannte. Fedor Furgowitß fand seit langer Zeit die erste milde Regung seines Herzens am Sarge seines Weibes wieder, fast hätte er geweint. Sein neugebornes Kind lag lech-

zend im Bettlein, der Mutterbrust entbehrend. Indem der Vater mismuthig und gebeugt nachsann, wie dem Kind eine rüstige Amme zu schaffen sey, erhob sich in der Gallerie vor seinen Zimmern ein furchtbares Geschrei, vermischet mit Jammertönen. Iwan, der vierzehnjährige Sohn der noch immer hübschen und raschen Milinka, einer Dienerin des Hauses, trug ein neugebornes entseeltes Kind, dem seine Mutter händeringend nachstrebte, und warf es vor Jurgowik auf den Boden. Seht, rief der wilde Knabe mit Wuth, seht diese Elende, die meine Mutter ist, vergessen hat sie ihre Wittwen-ehre und meines Vaters Grab, dies Kind hat sie geboren, doch der Himmel, welcher der Schande zürnt, hat den Zeugen ihres Frevels nicht leben lassen; sieh, mein Herr! ich erkenne dies Weib für meine Mutter nicht mehr! Milinka warf sich dem bestürzten Jurgowik zu Füßen. Tödtet mich nicht, Herr, rief sie aus, der Vater dieses Kindes ist gestorben, hier ist der Treuring, den er mir geschenkt! Gedankenvoll sah Jurgowik auf den goldnen Ring, und sagte mit ungewöhnlicher Milde: Sey ruhig, Milinka, seit zwölf Jahren hast du uns treu gedient, versöhne dich mit Gott, thu' Buße, und

nimm dies neugeborne Kind, meine Theokla, an deine Brust; die Heiligen haben es so gefügt, daß dein Fehltritt meiner Angst zu Gute kommt. Swan stampfte mit dem Fuß, doch mit großem Ernst rief Furgowit ihm zu: ruhig, Bube! dich hat der Herr nicht zum Richter über deine Mutter gesetzt. Kniee nieder und flehe sie um Vergebung! Swan that es mit innerlichem Grimm, er schwor sich zu rächen. Milinka stieß den Bittenden zurück, er entfernte sich, eine Hölle im Herzen. Die Mutter, bis in den Tod betrübt, weinte unaufhaltsam. Es war mein Mann, rief sie mit Schluchzen, ich will dir, mein Herr, den Popen bringen, der uns getraut, ich wollte nur, da er arm war, nicht dein theures Haus und mein Brod verlassen! Und wer war es, fragte Furgowit. Es war Milinoff, der wegen eines entwendeten Ringes unschuldig hingerichtet wurde, rief Milinka, und ihre Thränen flossen häufiger; der Ring fand sich nach seinem Tode im Bettstroh seines Herrn wieder! Fedor Furgowit blickte zum Himmel und schwieg. Er fühlte zum erstenmal in dieser Begebenheit die lastende Bürde des Richteramts auf seinem Herzen. Arme Milinka! rief er nach einem kurzen Nachdenken, du hast

viel durch mich verloren, nimm dann den fremden Säugling an deines Kindes Statt, und glaube fest — hier wurde sein Blick düst'rer — daß dein Mann durch seine Strafe, wenn auch nicht für diese, für eine andere Schuld gebüßt, denn Niemand auf Erden leidet un- schuldig, die göttliche Gerechtigkeit bedient sich zu ihren Zwecken selbst der Kurzsichtigkeit der Werkzeuge, die sie zur Vollstreckung erforen!

Milinka schwieg, denn man durfte Fedor Furgowit nicht widersprechen, sie ließ den Leichnam ihres todtgebornen Kindes zur Erde bestatten, und nahm sich nun der kleinen Theofla an, über deren Lieblichkeit sie ihre Leiden nach und nach vergaß, und an der sie Mutter- stelle vertrat. Das zarte Kind schmiegte sich an die Sorgsame, sie fand Zuflucht nur bei ihr gegen den Unmuth und die Launen ihres Vaters. Wie das Laub der Espe zitterte sie vor seinem funkelnden Blick, und wuchs in solcher Bangigkeit und so abwechselnd be- drängt von zürnender Liebe und liebendem Zorn auf, daß ihr keine von beiden Empfindungen in ihres Vaters Herzen jemals klar wurden. Wie im gefeierten Schlosse von Geistern gehütet, wuchs sie auf, fern von Gespie-

linnen, unbekannt mit den Freuden der Kindheit, im
 stillen Hause, aus welchem sie nur in die Kirche geführt
 wurde. Auch nicht ein Laut der Freude klang in ihr
 Daseyn hinein. Ihren Bruder Gregor sah sie fast nie,
 und wenn ihr noch irgend eine Erheiterung zu Theil wur-
 de, ging sie vom jungen Iwan begleitet aus, dem frechsten
 und trohigsten aller Heuchler und Schleicher. Er hatte
 stets nur seiner Mutter schnöde begegnet, weil er von
 dem schwachen Weibe nie zum Guten geleitet, vielmehr
 zu Lügen, List und Verstellungskünsten aufgezogen war.
 Sie hatte ihn einst gezüchtigt, aus Rache verrieth er sie
 seinem Herrn, und wiederum hatte er die sem Rache
 geschworen, weil er ihn gezwungen hatte, sie um Ver-
 gebung zu bitten! Er hatte noch keinen Plan gemacht,
 sondern lauerte auf einen günstigen Anlaß. Indessen
 suchte er sich, um sicher zum Zwecke zu gelangen, auf
 alle Weise bei seinem Herrn in Gunst zu sehen. Jede
 despotische Natur fühlt sich durch unbedingte Unterwür-
 figkeit geschmeichelt und wird durch sie gewonnen. Bald
 wurde es Fedor so sehr durch Iwans Aufmerksamkeiten
 und feine Schmeichelei, daß er ihm völlig vertraute,
 und ihn bei dem schnellen Tode seines Hausmeisters zu

dessen Nachfolger ernannte. Swan war nunmehr an der Quelle des Gewinnſtes, er bereicherte ſich täglich, ohne daß ſein Herr es merkte, und ſah den Augenblick nahen, wo er Rache nehmen konnte, ohne durch Verluſt ſeines Dienſtes brodlos zu werden; von Jahr zu Jahr aber hieß ihn die Geldgier noch warten, und während er die Perspective vor ſich ſah, ſein Glück zu machen, reizte ihn die aufblühende Schönheit der jungen Theokla ſeinen Plan zu ändern. Er wollte nun, was er befaß in Sicherheit bringen, und den Vater im Kinde betrüben. Mit ſo viel Gewandtheit als Beſonnenheit umſpann er die liebliche Jungfrau mit den Netzen, in welchen ſo oft unerfahrne Unſchuld zu Grunde geht. Milinka ließ den Böſewicht oft mit Theokla allein, dann nannte er ſie ſeine kleine Braut, überhäufte ſie mit Liebköſungen, und ſuchte überhaupt ſich ihr unentbehrlich zu machen, da er ſtets von Fedor Jurgowitſ alles zu erhalten wußte, was er dem Kinde früher verweigert hatte. Dafür mußte ſie ihn ihren Bräutigam nennen und ihm einſt, da er ihres Vaters auſodernden Zorn gegen ſie geſtillt, heimlich ihre Hand verſprechen. Theokla that es im kindiſchen Muth, und der Elende wußte

sie durch seine Vorspiegelungen ganz für diesen Gedanken zu gewinnen, so daß sie nach und nach Neigung für ihn gewann und nach ihm fragte, wenn er sich Stundenlang nicht sehen ließ. Milinka wurde zuletzt aufmerksam. Sie entfernte sich einst nur scheinbar und blieb lauschend vor der Thüre stehn, alsbald sah sie mit Entsetzen ihren Sohn, dessen Tücke und verderbtes Herz Niemand besser als die Mutter kannte, sich dem Kinde nahen und es zärtlich küssen, sie sahe Theokla seine Liebkosungen arglos empfangen und hörte sie ihn ihren lieben Bräutigam nennen. Schon hielt Milinka sich, Zwan und Theokla für verloren. Ihre Bestürzung raubte ihr gleichwohl nicht alle Besonnenheit, sie gewann es über sich, leise zurück zu schleichen, und sann nach, wie die Tücke ihres frevelhaften Sohnes abzuwenden, und dem Unheil zu begegnen sey. Nach langem Schwanken blieb sie zuletzt bei einem Entschlusse stehen, der ihr der rathsamste schien.

Sie wartete ab, bis Zwan sich entfernt hatte, und trat dann mit heiterer Miene in Theoklas Zimmer, indem sie ihr sagte: seit einer Stunde ergöh' ich mich zu sehn, wie Zwan des Vaters arabische Mofse tummelt,

wahrlich, er hat Gewandtheit, Muth und Stärke, wie ein deutscher Ritter! Du träumst, Milinka! rief Theofla, so eben noch war Zwan hier bei mir! Zwan! rief Milinka, mit dem Ausdruck des höchsten Entsehens, wie wäre dies möglich, ich habe ihn im Hof gesehn, der isabellfarbne Araber wollte ihn abwerfen, doch er bezwang das unbändige Roß mit bewunderungswürdiger Kraft. Du oder ich müssen von Sinnen seyn, eben ging Zwan aus diesem Zimmer, rief Theofla. Und was that er hier? fragte Milinka, scheinbar erstaunt. Er nahm mich in seine Arme, sagte die unschuldige Theofla, küßte mich, und ließ mich ihm versprechen, sein Weib zu werden. Das könntest du ja nun und nimmermehr, rief Milinka. Da erwiederte Theofla: warum denn nicht, ist er denn nicht ein Mann, wie der Vater, und der hat ja doch auch eine Frau gehabt! Erschrick nicht, mein Goldchen, fiel Milinka ein, über das, was ich dir sagen werde, der eben im Zimmer war kann mein Sohn Zwan nicht gewesen seyn, sondern es war ein böser Geist, oder ein verruchter Zauberünstler, der Zwans Gestalt angenommen, um Dich unglücklich zu machen, dich in seine Gewalt zu bekommen. Mein

Sohn Zwan ist zu rechtchaffen, ehrt seine Herrschaft zu sehr, um sich so etwas zu unterfangen. Du bist des Kneesen Tochter, unermesslich reich, ein Fürst wird dich heimführen, nicht, wie mein Sohn, ein Knecht. Sehr wohl weiß das mein Sohn, der Tod würde seine Strafe seyn, wenn Er dich küssen und herzen wollte, oder um dich, die Edelgeborne, freyen. Welch ein Glück, daß ich es erfahren! Geht, liebe Tochter, sey vorsichtig; vermeide mit dem bösen Wesen allein zu seyn, das du und ich für Zwan halten, doch damit der Zaubrer nicht zürne und dich tödte, sey freundlich gegen ihn, damit er nicht merke, daß dir seine Tücke bekannt ist, ohnedem können ich und du nie ergründen, ob eben mein Sohn oder der Unhold vor uns steht, wir könnten meinen Sohn, der es nicht verschuldet hat, kränken, indem wir glaubten, es sey das Lügenbild, so laß uns ihm denn immer freundlich begegnen, und bleib nie allein mit ihm, denn wo zwei beisammen sind, die es redlich meinen, hat der Böse keine Gewalt. Milinka! rief Theofla, bleich vor Schrecken, also giebt es wirklich solche HölLENbrut? Wenn ich davon gehört, habe ich es nur für Märchen gehalten! Wehe, wenn schon solch

ein Wesen über mich Gewalt bekommen! Bete nur, mein Kind, und senke deine Augen vor jedem Mannsbild zu Boden, entgegnete Milinka, da man nie weiß, ob nicht in Mannsgestalt ein Unhold vor uns steht, bereit uns zu verderben; ohnedem ist es nicht erlaubt, daß eine Jungfrau, wenn gleich noch ein Kind, die Küsse eines Jünglings dulde, wenn ihn ihr Vater ihr nicht als Bräutigam zuführt, es müßte denn am Ofertage seyn, wo du dem Grüßenden die Wange reichen mußt. Das alles habe ich nicht gewußt, rief Theokla, und, Milinka, nun ich weiß, daß dein Sohn Swan, der seines Herrn Herr zu seyn scheint, da dieser alles thut was Swan will, dennoch ein Knecht ist, und daß nicht Er, sondern ein Fürst mein Gemahl werden soll, so schwöre ich Dir, ich würde ihm die Wange zum Kuß nicht mehr bieten, und nicht allein mit ihm bleiben, selbst wenn ich wüßte, daß es nicht ein böser Zauberer, sondern Swan selbst ist, der mich sein Bräutchen heißt, und mir sagt, ich würde, sobald ich funfzehn Jahr alt, und seine Frau wäre, volle Freiheit, die schönsten Kleider und meinen eignen Pallast haben, darin mein Vater uns beiden gehorchen müßte, statt daß ich jetzt vor ihm

bebe! Milinka schauderte, da sie Theofla's Unschuld und gutes Herz kannte, als sie sah, an welchen Abgrund des Verderbens sie geleitet worden sey, und verhiess sich im Herzen, dies finstre Werk von Grund aus zu zerstören, und im Nothfall dem Knees selbst das schändliche Vorhaben ihres Sohnes zu entdecken.

Zu derselben Zeit war Zwan so häufig mit Unternehmungen beschäftigt, die ihn bereichern helfen sollten, mußte auch so oft mit seinem Herrn verreisen, daß er theils selbst verhindert war, Theofla oft zu sehn, theils zu zerstreut, um Argwohn darüber zu schöpfen, daß sich Milinka gar nicht mehr von Theofla entfernte. Auch glaubte er der Neigung Theofla's gewiß zu seyn, und erwartete ruhig die Stunde, wo sie ganz sein eigen seyn würde. Ein trübes Nachdenken, das er oft über Theofla's Büge verbreitet sah, indem sie bei sich erwog, ob es der einst so liebe Zwan, ob es der Zauberer sey, der vor ihr stehe, legte sich der Muthlose für Sehnsucht nach ihm aus, und beschloß, um sichrer zu seinem Ziel zu gelangen, durch Entfernung diese Sehnsucht noch recht zu steigern. Theofla's Liebe hielt er für gewonnen, nun

wußte er noch, daß Niemand ihm im Wege stand und ging mit Zuversicht seine Bahn weiter.

Milinka's Vorsicht und das Geschick schienen sich beide freundlich zu Theofla's Rettung zu vereinigen, denn ein furchtbarer Mord, der in Moskau verübt worden, veranlaßte den vorsichtiger in Strafen gewordenen Knees, bei Einziehung eines vornehmen reichen Ausländers, der standhaft die That läugnete, Zwan selbst nach dem fernen Drenburg zu senden, um über das Herkommen und die Ausführung des Gefangenen nähere Erkundigungen einzuziehen. Zwan ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, um den Angehörigen des Mörders seine Befreiung für eine große Summe anzubieten, mocht' er schuldig oder unschuldig seyn; die unterirdischen Gänge, die zu dem Kerker und auch zum Hause des Richters führten, boten durch ihren Ausgang zum Strome hin, Mittel der Befreiung dar, von denen man glauben konnte, es habe sie der Gefangene selbst ausfindig gemacht, und kein Verdacht auf Zwan fiel.

Die Schwierigkeiten, die zu jener Zeit mit dem Reisen verbunden waren, hielten Zwan sehr lange auf, zum großen Schmerz des Knees, der ihn gar nicht missen

konnte. Milinka, in der Abwesenheit des furchtbaren Sohns kühner geworden, ging mit sich selbst zu Rath, ob sie dem Knees seine Ruchlosigkeit enthüllen sollte, doch die behagliche Lage, der sie genoß, die Zuversicht, ihrem Sohne stets entgegenwirken zu können, und die Furcht vor dem Zorn des Vaters ihrer holden Pflgetochter, hielten sie zurück, und sie führte den heilsamen Entschluß nicht aus. Da aber Theokla nun herrlich und blühend empowuchs und täglich verständiger wurde, hielt sie es für rathsam, ihr über das Märchen mit dem Sauberer und Zwans eigentliche Gesinnungen Licht zu geben, um sich mit ihr vereint vor seinem Frevel zu bewahren. Theokla ward tief betrübt ob dieser Enthüllung, der erste Blick in die wirkliche Welt aus dem Himmel der Unschuld ist entsetzlich! Dankbar für Milinka's Aufrichtigkeit und Fürsorge, und selbst mehr als den Tod den Zorn ihres Vaters fürchrend, verhiess sie ihr, ihm nichts zu verrathen.

Zu derselben Zeit starb unerwartet der Czaar. Fedor Furgowik eilte nach Petersburg, wie alle Großen des Reiches thaten, um bei der Leichenfeier gegenwärtig zu seyn. Auf Theokla's dringende Bitten nahm der

Knees das holde Mädchen und ihre Amme mit. Beide waren entzückt, daß sie die Kaiserstadt erblicken sollten, von der sie in Schimpf und Lob so viel gehört hatten.

Am 29. Januar wurden die Trauerzimmer des Palastes zu St. Petersburg der harrenden Volksmenge eröffnet, die stürmisch hineindrang. Alles streitende Leben hatte der Tod versöhnt, aus des Grabes Nacht ging das Licht auf, das den verblendeten Widersachern des Czaren das Edle seiner kühnen und riesenmäßigen Bestrebungen nun im Glanz der Wahrheit zeigte. Unentstellt, herrlich anzuschauen, wie im Leben, war der Monarch, nur die Augen waren tief eingesunken, das versöhnte Friedenslächeln des Todes schwebte um seinen Mund, schlaff ruhte die Hand, welche Wohl und Wehe über Millionen verhängte. In lautes Wehklagen brachen die herbeiströmenden Russen aus; Vater! klang von ihren Lippen, selbst uralte Greise, die eisenfest an dem Gebrauch der Vorfahren hingen, und den Herrscher gehaßt, der sie gewaltsam in seine neue Schöpfung mit hingerissen, weinten um ihn, und gedachten nur noch alles dessen, was ihnen selbst bei seinem Leben groß und gut an ihm erschienen.

Mitten unter dem Wehklagen erscholl der Ruf einer volltönigen, klangreichen Stimme: laßt mich durch, laßt mich des Todten Hand küssen — und unwillkürlich wandten sich aller Augen nach der Seite hin, wo ein hoher, von Schönheit und Anmuth strahlender Jüngling in Gardeuniform durch die Menge drang, und sich an des Czaren Sarg niederwarf, seine Hand mit Thränen und Küssen bedeckend. Als der Jüngling, dessen Bewegungen alle Blicke, wie in einem Zauberkreis gebannt, folgten, dessen Gegenwart selbst die Klage verstummen machte, seinem Schmerz einige Genüge geleistet, stand er auf, und nahm zu des Sarges Füßen Platz. So innig und fest heftete er seine Blicke auf den Zeichnam des geliebten Herrschers, als wollte seine Seele darin übergehen und das entseelte Heldengebilde beleben. Er vernahm nichts von dem Preise seiner Schönheit, der von allen Lippen flog, vereint mit dem Lobe seiner Treue für den Czar. Ein anwesender Offizier mußte die Russen, die dringend fragten, wer das Erzengelbild sey, das des Kaisers Sarg nun bewache, belehren, es sey Alexis v. *, ein Deutscher, in der Garde dienend, den der Czar nach seiner Heimath geschickt, um dort

mathematische Instrumente zum Gebrauch des Unterrichts für Offiziere und einen fähigen Lehrer mitzubringen. Eben erst war der Jüngling wiedergekehrt, gelungen war Alles nach des Monarchen Wunsch, doch erfolgte die Frucht dieser neuen Bemühung nicht mehr genießen!

Diese Erklärung kühlte schon die Gemüther der Anwesenden ab, als ein neuer Gegenstand ihre Aufmerksamkeit von Alexis ablenkte. Von ihren drei Töchtern begleitet trat die Kaiserin Wittwe in den Saal; knieend ließen sich die vier erhabenen Frauen an des Saales Stufen nieder, nur die jüngste und schönste der Großfürsinnen verhüllte nicht ihr zartes Angesicht, von welchem der Schmerz alle Rosen hinweggepflückt, und ließ unaufhaltsam ihre Thränen auf des Vaters Hand rinnen. Das ist Natalia, flüsterten die Russen einander zu, es ist ihr wohl bekannt, daß des Vaters Herz bei ihr geblieben, denn er konnte von dem süßen Kinde nicht scheiden. Mit ihr sprach er am längsten, sie hielt er am innigsten umfaßt. Gott mit Dir! rief er ihr noch dreimal zu, ehe sie sein Sterbezimmer verließ, und als

die Thür hinter ihr zugin, da fühlte man, daß sein Herz brach!

Er lebte noch einige Stunden, sprach ein Anderer, und einen schönen Tod ist er gestorben! Als er im letzten Kampf lechzte und jammerte, las ihm ein Priester das heilige Evangelium, den Tod des Heilands am Kreuz. Da sagte der Kaiser, vergessend seine Todesqualen, mit von himmlischer Wonne verklärten Flügen: Dieses Leiden lindert meinen Durst, dieses Kreuz vermindert meine Pein! Darauf wandte er sein Gemüth von dem irdischen Getränk, welches seine Lippen befeuchtet, zu der wahren Erquickung der Seelen, und ging heim in Frieden.

Ja, in Freudigkeit, wie ein Held in der Schlacht, ist er gestorben. Doch bald nachholen wird er ein theures Leben, fiel ein Greis ein, denn die Leiche ist nicht erstarrt, das Leben aus ihm will nicht weichen, bis es noch ein anderes nach sich gezogen!

Während sich noch die Anwesenden dergestalt besprachen, sank die bleiche Natalie ohnmächtig nieder. Das Gebot der Kaiserin hieß die Anwesenden alle sich entfernen, die vor den Schranken standen. Bekümmert um

das Wohl der lieblichen Großfürstin, und ahnend, was in wenigen Wochen zutraf, sie würde den Vater nicht lange überleben, verließ die Volksmenge den Sitz der Trauer.

Theokla, die mit ihrem Vater innerhalb der Schranken bei der Leiche betend verweilt, hatte die niederstinkende Natalie in ihre Arme aufgenommen. Die Kaiserin rief sie mit den zärtlichsten Namen in das Leben zurück, als sie die Augen öffnete, eilte die Mutter, sie von dem Gegenstande ihres Jammers zu entfernen, nur die Geistlichen blieben betend bei dem Leichnam zurück, und auch Alexis verweilte noch dort; erwünscht war seinem Schmerz die Stille um ihn her. Aus des Jünglings nachsinnendem Harm erweckte ihn plötzlich der Ausruf: dort auf dem Teppich seh' ich es funkeln! Er schaute empor, und sein verweintes Auge wurde geblendet vom überraschenden Glanz der Schönheit Theokla's, die vor ihm stand. Das schlanke Mädchen bückte sich hocherröthend nach einem Kreuze, welches auf dem Teppich an der Stelle lag, wo Natalie ohnmächtig niedergesunken war. Alexis sprang eilig hinzu, erfasste das Kreuz und reichte es Theokla, still und wunderbar beseligt

glühte Blick in Blick, die Erde schwand um beide her, lange blieben sie im Anschauen versunken. Theokla! rief der Knees mit seiner gewaltigen Stimme, da war's als hätte ein Donnerschlag eine Lilie gebrochen, bleich, mit gesenkten Blicken stammelte die Jungfrau einige Worte des Dankes. Mich laßt danken, sprach Alexis mit der weichsten Melodie seiner Lippen, mich, daß Ihr mir vergönnt habt, Euch zu dienen! Bist Du ein Russe, schöner Kriegsmann? fragte Furgowik freundlich, gewonnen durch Alexis holde Sitte. Ein Deutscher bin ich, antwortete Alexis. Ich war eine Waise, in der Pfalz geboren, als Knabe nahm mich der Czaar mit sich nach Rußland, Vatersstelle an mir zu vertreten, ihm dank' ich alles, was ich bin. Ja, der Czaar hatte kein russisch Herz, hohlälchelte Furgowik, ein ganz deutsches Herz, hatt' er, murmelte er mit Ingrim.

Und was konnt' er edleres haben? rief aufstammend Alexis. Ein deutsches Herz ist ohne Falsch, treu, fromm, fest und klar, glühend in Haß und Liebe, zu allem Großen und Guten schnell bewegt, ausharrend in stillem Bemühen, also hab' ich den Czaar gekannt,

wollte Gott, er wäre noch am Leben, denn was Carolus Magnus den Heiden, das war er den Moskowittern! Herrlich! fiel Surgowih ein, und was sind denn die Moskowitter? — Siehe Dich im Lande um, Fedor Surgowih, erwiederte Alexis, wenn sie gesitteter wären, würdest Du nicht so viele Arbeit haben! — Um Gottes und aller Heiligen Willen! rief Theokla entsetzt, als sie wahrnahm, welche Wirkung Alexis Worte auf ihren Vater machten. Bläulich färbten sich die aufschwellenden Lippen, die Stirn war roth, wie vom Wetterleuchten seine Augen funkelten, seine Locken sträubten sich, die nervige Faust ballte sich empor, doch plötzlich zum Degen greifend, losschreitend auf Alexis, stammelte er mühsam die Worte hervor: Deutscher, wehre Dich, meinst Du, ich wisse nicht, wie Buben zu züchtigen sind? Das ist zu viel! schrie Alexis, zog und drang auf den Feind ein.

Friede hier! donnerte eine gewaltige Stimme; es war Fürst Menzikoff, der dem Streit im Stillen zugehört hatte. In demselben Augenblicke erhob sich der Czareh von den Knien und nahte sich drohend Surgowih, der bei diesem Anblick zur Bildsäule erstarrte, alle

Bluthen seines Bornes flüchteten sich in sein Inn' res zurück, die Macht der Welt und der Kirche vereinte sich seinen Grimm zu dämpfen, seinen Stolz zu beugen. Seit er lebte erlitt er die erste Kränkung, er wandte jede Lebenskraft an, sie zu verschmerzen, ehrerbietig bückt' er sich vor den Geistlichen, faltete kreuzweis die Hände und küßte das Leichentuch seines Czars. Alexis hingegen trat frei und kühn hervor, und sprach: Ueberall hat die Ehre Heiligthum und Tempel, wo es gilt, sie zu schützen, warum nicht hier bei diesem blasfen Leichnam des großen Monarchen? Ich bin beschimpft, Genugthuung werd' ich finden, wenn auch nicht innerhalb dieser Mauern! Menziloff lächelte. Ich habe den ganzen Vorgang mit angehört, sprach er freundlich, der Unreiker des Streits warst nicht Du, Alexis, wohl aber warst Du Del in die Flamme. Man heißt euch Deutsche kalt, und ihr tragt unter eurem äußerlich unbekümmerten Wesen die Gluth, wie der Vulkan unter dem Schnee! Das mag Euch lieb seyn, rief Alexis, wenn wir in Euren Reihen fechten. Gewiß, Alexis, lächelte der Fürst, das hast Du selbst erfahren, denn Deinem Muthe wurde Preis und Lohn!

Geh' hin in Frieden, Jüngling, Du bist in diesem Reiche zu einer großen Laufbahn verzeichnet, an Peter des Großen Sarge dürfen sich die Kräfte nicht feindlich trennen, die vereint für Rußlands Wohl wirken sollen; laß die Zeit den Streit der Völker schlichten, welches das Edelste sey; erst nach dem Untergange, nicht im Aufblühen kann die Geschichte eine Meinung feststellen, über das, was ein Volk gethan! Rußland ist noch Knospe, wie leicht kann daraus die Blume der Welt erblühen! Auf, Alexis, biete dem trefflichen Knees Furgowit die Hand der Versöhnung, ehre das Alter!

Alexis gehorchte, unwillig reichte Furgowit ihm die Rechte, die lieber zum Degen gegriffen hätte. Mit Huld küßte Menzikoff des deutschen Jünglings Wange, und gab ihm dadurch das Zeichen, sich zu entfernen. Im Scheiden blieb noch Alexis Blick auf Theokla geheftet, und vergaß alles Uebrige über ihrem holdseligen Reiz; sie senkte die Augen sitzsam zu Boden, als des Jünglings Blick sie traf; ihre Blässe, ihr Bittern verrieth den Antheil, den sie an diesem Vorgang genommen.

Die Geistlichen sagten ihre Gebete her, Menzikoff blieb vor Fedor Furgowit stehen, der unvermögend war,

ein Wort aus dem gepreßten Herzen zu sammeln. Ich kenne Dich wohl, Knees, rief der Fürst ihm zu, seit ich denken kann, hört' ich Dich ein flammendes Schwert der Gerechtigkeit nennen, möchtest Du lieber ein leuchtendes Auge derselben seyn! Wie kann aus slavischer Furcht der Menge die Gesinnung hervorgehn, welche Fürst und Völker vereint. Wie so lieber begegnest Du nicht im Walde dem edeln Wild, als der lauernden Schlange? Hätte Strang und Knute die Kraft, Menschen zu veredeln, so müßte der Bezirk, wo Du Gerechtigkeit handhabst, ein Spiegel der übrigen seyn! Laß uns die Fremdlinge nicht verachten, vielmehr zum Muster nehmen im Guten, ihrer Fehler bedürfen wir nicht! Vor Allem laß uns ihre Milde nachahmen. Es wird Dir noch unvergessen seyn, Knees Gurgowih, wie unser Kaiser, von seinen Reisen wiederkehrend, davon sprach, wie nothwendig es sey, das rohe Volk zu bilden und zu veredeln, dem kraftvollen russischen Stamm gleichsam die süße Frucht einer mildern Zone einzupfropfen, die bei den Strahlen seiner Huld gedeihen solle. Ihr Großen standet alle vor dem Kaiser, die gefüllten Becher mit Branntwein in der einen, die Mühe in der

andern Hand. Ich war überrascht, daß Ihr ihm so geduldig zuhörtet. Ihr thatet mehr, als er ausgesprochen, und da er mit frohem, feurigem Blick Eurer Zustimmung, Eurer Vorschläge harrete, bücktet Ihr alle Euch bis auf die Erde, riefet: Czaar! es ist, wie Du gesagt hast! und darauf leertet Ihr die Becher, wandtet Euch still von dannen, und ließt den Czaar ungestört darüber nachdenken, wie er das große Werk der Volkserleuchtung weiter betreiben wolle. Glaube Du nicht, Prinz, entgegnete Fedor Furgowik, mit verbissenem Grimme, glaube nicht, wiederholte er, daß ich je ein Wort des Czaars vergesse! Ich weiß es vielmehr noch sehr wohl, es war zu der Zeit, wo der Czaar, als Du, Fürst, eben hinter ihm standest, einen Edelmann fragte, ob er ihm wohl sagen könne, was ein Favorit sey? Das ist, antwortete der Edelmann, ein Herr von seltenen Geistesgaben und großen Verdiensten, den die wohl erworbene Schuld und das Vertrauen seines Monarchen beglückt. Mit nichten, rief der Czaar, es ist ein großes mächtiges Ochsenhorn, welches hoch emporragt, inwendig aber mit Wind angefüllt ist! O, der Czaar traf immer den Nagel auf den Kopf! Menzikoff hatte sich weggewendet, und wie wenn er

den Knees nicht recht verstanden, sagt' er: Wie sprachst Du, Fedor? — Diese Wendung war dem Knees erwünscht, denn kaum ausgesprochen, reut' ihn der Ausfall; er wollte den Mächtigen nicht auf das Neufferste treiben, und entgegnete: Fürst! ich sagte, daß die Bösewichter in Moskau immer zu sprechen pflegen: Gott wohnt hoch und der Czaar wohnt weit, darum, Herr! muß ich nach dem Rechten sehn. Der Czaar ließ die Bärte scheeren und die Kittel kurz schneiden, aber das Herz beschneidet nur Gott. Die edeln Metalle müssen von Schlacken gereinigt werden, so auch die Menschheit von ihrem Auswurf. Wie willst Du diese große Volksmasse zügeln, wenn nicht durch Furcht? Ein großes Volk ist ein großes Kind, dem die Ruthe heilsam ist, und stets über den Spiegel gehängt werden muß! Außerdem sind es meist Ausländer, aus allen Winkeln der Erde, vom Schicksal zusammengefegte Spreu, die unsern reinen Weizen sich vermengen will. Kein Erbarmen mit ihnen! Weißt Du noch, Fürst, wie über mich geschrieen wurde, als ich die zweihundert Straßenräuber an einem einzigen Morgen auf offnem Markt aufknüpfen ließ? Die Heerstraße war mit

einem Mal dergestalt sicher, daß man mit geringer Bedeckung bei Tag reisen konnte, jetzt kann man Nachts sogar sicher reisen! Wie mich der Czaar fragen ließ, weshalb ich an einem einzigen Tage ein so gräuliches Würgen vorgenommen, sagt' ich ihm: Wenn der Befehl nichts hilft, muß der Strang daran! Das sah der Czaar wohl ein, er war nicht immer ganz für die gelinden Maaßregeln eingenommen. Auch wußt' er wohl, daß ich ohne Ansehen der Person richte und mich nicht mit schnödem Reichthum bessecke!

Es ist gut, Fedor Furgowit, sprach Menzikoff, thue ferner also, doch die Deutschen laß mit Frieden, vor allen die, welche dein Kaiser in Ehren hielt, wie den jungen Mann da. Dies schöne Kind würde gesehen müssen, wenn ich sie fragte, daß sie ihm nicht so feindlich ist, wie Du! Sieh, Knees, die Sprache der Jungfrau'n, das Erröthen giebt schon Antwort für sie! Recht so, mein Kind! man muß Niemand hassen! Ich und der Fremde begegnen einander schwerlich wieder, antwortete finster der Knees. Der Fürst gab ein Zeichen des Abschieds, und Fedor Furgowit nahm sein

bebendes Kind mit sich fort, und eilte mit ihr nach Moskau zurück.

Gregor Feodorowitsch, der Sohn des Knees, nun zum Jüngling erwachsen, sollte nach Petersburg, sich am Hofe vorstellen zu lassen. Der Tag der Reise brach an. Die Kibitke stand, mit muthigen Arabern bespannt, deren silberne Glöckchen bei jeder Bewegung erklangen, vor der Schloßpforte, es war im Mai, schon waltete beseligend der süße Frühlingshauch. Gregor sehnte sich aus dem öden Vaterhause, vom finstern Knees hinweg, hinaus in die Freiheit und Ferne. Früh schon stand er im großen halbdunkeln Prunksaal, und nahm gerührten Abschied von dem Bilde des heiligen Gregor, vor welchem er in Kindheitstagen so oft mit der frommen Mutter gebetet. In einer Blende von weißem, sibirischem Marmor stand das Bild im reichverzierten Rahmen, in Del gemalt, und ausgelegt mit Silber, Gold und köstlichen Steinen. Eine Glorie von Diamanten umgab, wie ein leuchtender Mond das bräunliche Angesicht voll Ernst und Milde, das Werk eines griechischen Meisters. Um den schlanken Körper erglänzte die Rüstung vom reinsten gediegensten Silber,

schuppenartig ausgelegt, und reich geschmückt mit Sapphyren und Rubinen. Der Mantel, von feinem Goldstoff, schlang sich frei und leicht um die Schultern, und sank in schönem Faltenwurf bis auf die Füße nieder, wo ihn eine Arabeske von ächten Perlen säumte. Die braune, schöngebildete Hand ruhte auf dem Kreuzesgriff des goldnen, von Edelsteinen funkelnden Schwertes, der goldne Rahmen bildete eine Kapelle mit Thürmchen um das Gemälde her. Flammende Kerzen vor dem Bilde, flatternd im Morgenwind, schienen die herrliche Gestalt zu beleben, indeß das Morgenroth durch die Bogenfenster funkelte, welche wie Rahmen die Landschaft außen einfaßten. Die tausend goldnen Kuppeln und grünen Dächer der Kirchen und Klöster von Moskau und der Umgegend boten sich dort dem Auge dar, mit ihren hohen zierlichen Kreuzen, die über dem Halbmond prangen, zum Zeichen des Sieges der Russen über die Ottomannen. Das Erwachen des jungen Tages begrüßten aus nahen Waldungen die Schaaren muntren Singvögel, aus den Lüften die Lerchen, und bald fiel auch der Gruß der Menschenandacht in den Chor der Schöpfung ein, von allen Thürmen klangen die Glo-

cken, in den melodischen Schwingungen der Töne schien die glänzende Stadt emporzuschweben in die heitern Regionen des ewigen Lichtes.

Fedor Furgowih trat mit Theofla in den Saal, Abschied zu nehmen von seinem Sohne. Die Schönheit des Morgens nicht beachtend, stand der Knees düster und schmerzbeugt vor seinen blühenden Kindern.

Nach einer langen Pause wandte er sich zu Gregor und sprach: Zum erstenmal in Deinem Leben verlässest Du mich, mein Sohn, Du gehst den Ort zu bewohnen, den Peter der Erste erkor, um sich eine Stadt zu bauen, als sein wankelmüthiges Herz sich zum Neuen hingewendet, vergessend der Kraft und Herrlichkeit seiner Väter, dies herrliche Moskau, dies sonnige Land mit den goldenen Tempeln Gottes, wie eine einzige große Kirche anzuschauen, hat er verlassen, Kunst und Mühe sollen in seinen Sümpfen Schönheit erzwingen, welche der Himmel als freie Gabe diesem gesegneten Boden geschenkt. Die Fremden rief er in das Land, statt seiner Kinder zu pflegen, muthwillig gab er ihnen sein Herz, kein alter Russe kann sein Andenken lieben! Dennoch wuchern schon die Keime der bösen Ausfaat! Schon ver-

tauschen russische Frauen ihr Volkskleid voll Pracht und Sitte mit Pariser Tand, ja, man sagt, sie fingen in St. Petersburg an, Musik zu treiben, Bücher zu lesen, und drein zu reden, wenn Männer sprechen! Schon haben mehrere Russen Ausländerinnen zu ehelichen Frauen genommen, so werden nach und nach fremde Sitten einheimisch, ehrwürdige Gewohnheiten verschwinden, nach dem Beispiele des Czars gehn junge Russen heraus, und bringen frische Thorheiten, fremde Laster heim, das nennen sie Kultur! Fast ist mir, als wäre selbst in mir die Kraft und Treue der Väter nicht mehr! Laß uns fest stehn im Sturme, mein Sohn! Bleibe Du der russischen Sitte getreu und wandle den Pfad der Alten! Führe kein fremdes Weib unter mein Dach, befreunde dich mit den Ketzern nicht, und ob Dein Sinn die Bierde des Bartes einbüßen muß, laß Deiner Seele nicht die Männlichkeit rauben, von welcher er ein ehrwürdiges Zeichen ist. Schwöre mir, als Russe zu leben und zu sterben, schwöre es mir hier vor dem Heiligen, der gnädig auf uns herabschauen möge in dieser Scheidestunde! Schwöre mir auch, wenn Du mein Nachfolger seyn wirst, nie den Schuldigen zu

verschonen, mit Feuer, Strang und Schwert das Verbrechen von der Erde zu tilgen, nicht die heilige Gerechtigkeit durch Nachsicht zu kränken, denn wer an Gottes Statt ein Richter ist, der muß die Natur bezwingen, der es vor Blut grauset, und das Ewige in's Auge fassen!

Gregor erblaßte, als nun sein Vater schwieg und ihn mit fragendem Blick anschaute. Behend sprach er den Schwur aus, da küßte Fedor Furgowitz des Jünglings Stirn und sprach: so wird mein Segen mit Dir seyn! Darauf wandte sich der Knees zur bleichen Theofla und sprach: Auch Du, mein Kind, folge dem Beispiel Deines Bruders, leiste mir den Eid, nie Deine Hand einem Fremdling zu geben, wenn ich auch dahin seyn sollte, denn wisse, mein Fluch würde Dich treffen! Was sollen uns die Ausländer? Warum bleiben sie nicht daheim? Auch können sie wenig taugen, denn einen Mann von Werth läßt sein Volk nicht ziehn! Theofla erwiderte nichts, besinnungslos sank sie in ihres Vaters Arme hin, ihre Lippen und Augen waren geschlossen, sie war einem Todten gleich. Der Knees, heftig erschrocken, eilte, Hülfe zu rufen, trauernd entfernte sich auf seinen Wink Gregor, er schwang sich in die Kr-

bitte hinein und schöpfte nicht eher frei Athem, bis Moskau weit hinter ihm lag. Die Vöglein, lustig hüpfend auf grünen Zweigen, die Bäche, rieselnd durch die Matten, schienen ihm Lebenswohl zu sagen, auch die Glocken klangen ihm wie Grüße nach. Doch den Jüngling schmerzte, daß er an der Schwelle der Freiheit seine Seele durch einen Eid an die alte Nacht gebunden, da alles rings umher Licht, Freiheit, Seligkeit war. Theoklas bleiches Bild schwebte ihm immer vor und er konnte sich das holde Kind nicht mehr lebendig denken; seiner Erinnerung blieb sie als frühe Beute des Todes zurück.

Am nämlichen Morgen führte der Knecht Theoklas sie zu zerstreuen, nach der Waldung, in welcher Veilchen und Primeln aus braunem Moos unter knospenden Birken und immergrünen Tannen sproßten, der Frühlingshauch erquickte die Leidende, ihre Blicke erheiterten, ihre Wangen rötheten sich. Immer tiefer ging der Hohlweg in den Wald, bis er sich eine Anhöhe hinanwand, von deren Gipfel eine überraschend herrliche Aussicht sich den Blicken darbot. Eben war Fedor mit seiner Tochter hier angelangt, als ein Gesang von mehr als tausend

Stimmen, wie zum Gruß ertönte, sie blickten nach der Stelle hin, woher die Töne kamen, und sahen ein Lager sich auf der Fläche des Bergrückens erheben. Die Soldaten hielten bei Sonnenuntergang ihre Abendandacht, hell und freudig erhoben sich die Töne aus der Brust gelühter Sängerschöre, der westliche Himmel war lauter Gold, auf der Anhöhe glänzten Goldkreuz und Halbmond vom Knopf des Pavillons der Feldkirche, und die Franssen des seidnen Vorhangs, der mit reichen, goldenen Quasten aufgebunden war; drüber hin ragten, wie schlanke Säulen, himmelhohe Birken mit säuselndem Laube gekrönt. Eben wurde der Gottesdienst in der Kapelle gehalten. Der Knees hob seine Tochter aus der Kibitke, beide knieten auf dem Rasen nieder, bis die Andachtfeier vorüber war. Da begaben sich die Soldaten in ihre ringsumher zerstreuten, grünen Zelthütten, die Offiziere zu den gestickten Gezelten, die blendend weiß, mit grünen Streifen sich auf der Fläche erhoben. Fernhin loderten schon lustig die Wachtfeuer empor, wohin die Soldaten eilten, die Abendkost zu bereiten. Lieder erschallten ringsum, begleitet von dem einfachen Wohllaute der Walnika und der Palalaïka. Schon

wollte der Knees, da die Nacht anbrach, fort, Theokla hing mit kindischem Wohlgefallen an dem ihr ganz neuen Anblick. Bögernd folgte sie dem Vater, da nahte sich ihr ein Knabe, dem Ansehen nach aus des nächsten Häusers Wohnung, er reichte ihr einen Straus Veilchen und Schneeglöckchen, sagte: der Frühling reicht sie Dir! und eilte unaufhaltsam fort. Das ahnende Gefühl, das seit Alexis Erscheinen an Peters Sarge ihre Seele bewegte, verhiess Theokla, daß diese Blumen von Ihm kämen, der, seit sie ihn gesehen, ihr einziger Gedanke war, und sie täuschte sich nicht. Alexis war auf Urlaub zum Besuch bei einem der Offiziere jenes Regiments, um in Theokla's Nähe zu seyn, er hatte nicht geahnet, daß er hier an dieser Stelle zu so feierlicher Stunde sie wiedersehen würde, seine Seele weidete sich an ihrem Anblick, sie hatte ihn nicht gesehn, doch sie erkannte seine Gegenwart an seinen Blumengruß. Theokla sah Alexis in der Kirche wieder, seine glühende Leidenschaft für das schöne, seelenvolle Kind, war unermüdet im Aufsuchen der Mittel, ihr zu nahen, mit der Aufopferung aller Geschenke, die er von der Freigebigkeit des Czaaren erhalten, erkaufte er Milin-

fa's Beistand und das Glück, Theofkla in ihrer Gegen-
 wart in ihrem Zimmer sehen zu dürfen. Alles durfte
 Milinka wagen, seit Iwan fern war, ihr stilles Gebet
 ersuchte vom Himmel die Nimmerwiederkehr dieses ver-
 ruchten Sohnes, und es schien, als sollte dies Bitten
 erhört werden. Theofkla konnte, da sie ohnedem ein
 weiches Wachs in den Händen Milinka's war, dem
 Glück, Alexis zu sehn, seiner Liebe und Treue Schwur
 zu empfangen, nicht freiwillig entsagen. Sie sah ihn
 jeden Abend, bewacht von Milinka's Blicken, mehr
 noch von der innern Wächterin der jungfräulichen
 Zucht, welche seit den Lehren und Warnungen ihrer
 Pflegemutter, die Unbefangenheit argloser Unschuld
 verschleucht, und sich aller ihrer Regungen bemei-
 fert hatte. Mehr noch als dies war Alexis Seelen-
 reinheit der Hüter ihrer Tugend. Theofkla war
 sein Heiligthum, seine im Herzen erwählte Braut;
 wehmüthig darüber, daß ihn die Strenge ihres Vaters
 zwang, sie insgeheim zu sehen, suchte er sich mit sich
 selbst über diesen Schritt, den sein Bartgefühl mißbil-
 ligte, zu versöhnen, indem er Theofkla begegnete, als
 wäre sie seine geliebte Schwester.

Eines Abends, da sie ihn erwartete, hielt sie des Vaters Wunsch länger als gewöhnlich in seinem Zimmer zurück, wo sie die Nachmittage zuzubringen pflegte. Milinka, von dem ungeduldigen Alexis angetrieben, ging ab und zu, und konnte die Ursache dieser Zögerung nicht begreifen. Da trat der Knees Petrowit, einer der angesehensten russischen Großen, mit seinem Sohn in das Zimmer, dieser Besuch war bedeutsam, denn kein Jüngling durfte Theofla sehn. Milinka war überzeugt, daß der Knees dem Sohne seines Jugendfreundes seine Tochter bestimmt habe, und daß hier keine Einwendung gelten würde. Auch Theofla durchschauerte eine ähnliche Vermuthung. Der Jüngling war freundlich, frohsinnig und voll natürlicher Anmuth, aus jedem Blick und Lächeln sprach Herzensgüte; doch Theofla hatte das Herrlichste gesehn, was die Erde bietet, und war die Wahl des edelsten Jünglings, für ihn leben oder sterben für ihn war ihr einziger Gedanke.

Aus chinesischen Tassen dampfte der Wohlgeruch des feinsten Thees, und köstliches Backwerk füllte die Schüsselfeln, die auf dem runden Marmortisch standen, um welchen des Kneeses werthe Gäste der holden Theofla

zur Seite saßen. Das geistige Getränk verbreitete Munterkeit. Was ziehst Du für ein Volk vor, mein Bruder, sprach der Knees Petrowitz zu seinem behaglich die türkische Pfeife in das Becken senkenden Wirth. Sind Dir die Deutschen lieber, oder die Franzosen? Fragst mich wunderbar, Alter, entgegnete Zurgowitz, ist's doch, als wolltest Du wissen, ob mir der Affe lieber ist, oder der Bär? Ich lobe mir mein Volk! Nun ja, fiel Petrowitz ein, doch wenn es einmal gewählt seyn soll, sind mir die Deutschen noch lieber. Mir scheint, als wüßten sie besser, was sie wollen, und ist mehr Zucht unter den Frauen! Auch der Czaar hatte die Deutschen lieb. Ich weiß wohl, entgegnete Zurgowitz, Du sprichst gern davon, daß er Dich auf seinen Reisen mitgenommen. Sag' uns nur etwas davon, es hört sich gut an! Hab' ich Dir, sprach Petrowitz, schon von August dem Starken erzählt, den der Czaar so sehr liebte? Die Mühe kannst Du sparen, fiel Zurgowitz ein, von dem erzählt die ganze Welt, Pohlen ist uns ja nicht so fern! Wenn Du auch erfahren hast, daß er Hufeisen zerbricht, wie Kienspäne, rief Petrowitz, ist Dir vielleicht manches Andre unbekannt, viel Bäume von sei-

ner Geistesgegenwart und Großmuth habe ich erfahren. Und ich viel von seinem Hofnarren und seinen Zwergenvasteten, sprach Fedor, doch gieb uns immerhin etwas! Die Geschichtchen, wenn sie sonst wahr sind, haben immer das Gute, daß sie geschehen sind! — Du weißt doch, was Farao ist? fragte Petrowik. Ja, fiel Furgowik ein, der ägyptische Wütherich, und dann das wüthende Spiel, das von den fremden Sitten noch am leichtesten einheimisch geworden! Recht! nun so will ich Dir sagen, daß August in jungen Jahren einmal nach Italien kam, und wie er denn von Allen, was das Leben beut, gern zu kosten pflegte, in ein öffentliches Spielhaus gerieth, wo ein hag'rer Bankier, ein bleiches Bild der Gier, von Glücksrittern umringt saß. August warf gleich nach seinem Eintritt einen großen Thaler auf den Teppich, und verlangte eine Karte. Der Bankier, nur nach der Münzsorte blickend, nicht nach dem Fremden, der ihm von Wesen und Gestalt sogleich hätte einleuchten müssen, schob, da hier nur um Gold gespielt wurde, was August nicht wußte, den Thaler verächtlich zurück, und rief: Für den Bedienten! Augenblicklich rief August: va Banque! Dieser Ruf schüttelte den

Bankier aus seinem Gleichmuth, er hob die Blicke auf gewöhnliche Menschenhöhe hinauf, den Fremdling zu betrachten; doch gerieth er damit nur auf seine Brust, und mußte den Kopf noch höher zu der kraftvollen Gestalt aufheben; er sahe wohl, daß es dem Riesen, der va Banque gesprochen, Ernst seyn müsse, denn es lag etwas in seinem Blick, als wenn er die Goldhaufen umher nur für Spreu ansehe. Ein Speciesthaler und va Banque, murmelte der Bankier; da schlich sein Spion zu ihm hin, und zischelte ihm zu: Es ist der Prinz von Sachsen! Topp, va Banque! entgegnete nun freyen Muthes der Bankier. Der Prinz bekam die Dame, die Dame gewann, die Bank war gesprengt, zitternd von innerer Wuth, schüttete der Bankier den ungeheuren Goldhaufen auf den Teppich vor August hin, der, verächtlich das Gold von sich schiebend, ausrief: Für den Bedienten! und rasch den Saal verließ.

Brav! rief der Knees, er hat sich selbst glänzende Satisfaktion dafür gegeben, daß er sich unter die Spieler gemengt! Ich habe den König selbst gesehn, fuhr Petrowitz fort, er war so huldvoll als herrlich, wunderbar und groß in Allem, darum liebte ihn der Czaar

so sehr. Was ging er den Czaar an? rief Gurgowit, seine Kuffen hätt' er lieben sollen, und sich nicht um die Fremden bekümmern! Wärsst Du nur einmal herausgekommen, wie Alles so schön dort ist zu sehen, unterbrach Petrowit, denk' Dir, wie herrlich ein Land seyn muß, wo Weintrauben, Pflirsche und andre edle Früchte auf freiem Felde wachsen, wo die Flur ein Gottesgarten ist, den Gemälden in den Kirchen vom Paradiese vergleichbar! Kenntest Du nur das lustige Leben in den reinlichen Hütten, die mit schönem, glänzendem Hausgeräth reichlich versehen sind. Wenn ich hinkam und sah ein unbekanntes Geräth, konnt' ich immer nicht begreifen, was es sollte, und wenn es mir erklärt wurde, so fand ich, daß es eigentlich unentbehrlich sey, und kaufte mir eines dergleichen. Auch nehmen sich in deutschen Landen die Weiber der Haushaltung an, selbst die vornehmsten, und keine betrinkt sich! Wahrlich, alles, was wir dort nur antrafen, war für uns ein Gegenstand der Verwunderung, des Nachdenkens und Vergnügens. Nur das gefiel uns nicht, daß wir die Vornehmen alle französisch reden hörten, und die Geringern strebten, es ihnen nachzuthun. Dem

Czaar war das so sehr aufgefallen, daß er einstmals
 einen Professor, von dem er voraussetzte, daß er ihm
 Bescheid geben könne, fragte: Sage mir doch, Gelehr-
 ter, was das heißen soll, daß alle Leute hier zu Lande
 sich mit dem Französischen behelfen müssen? Fehlen
 etwa in der deutschen Sprache Zeitwörter, Bindwör-
 ter, ganze Redensarten? Mit nichten, Majestät, ent-
 gegnete der Professor, die deutsche Sprache ist so reich,
 daß sie der andern noch aushelfen könnte. Dennoch
 schreiben die Gelehrten Latein und die Adelichen und
 Reichen reden französisch, warum? hab' ich nicht er-
 fahren! Wunderlich! murmelte der Czaar. Einst-
 mals, da er dieselbe Frage that, hat ihm eine Dame
 geantwortet: die französische Sprache sey eine bequeme,
 kurzweilige Scheidemünze, mit allezeit fertigen Redensar-
 ten, eine wahre Noth- und Hülfssprache, viel besser
 zum Sprechen und Schreiben zu gebrauchen, als die
 deutsche, da man viele Worte sagen könne, ohne daß
 etwas dahinter sey. Hierauf meinte der Czaar, wenn
 sich die Deutschen recht im Schreiben übten, könnten
 sie es in ihrer Sprache auch einmal so weit bringen.
 Mögen sie es doch, rief Surgowiß, wenn es nur die

Müssen nie thun! Fehlen ihnen fremde Künste, so fehlen ihnen auch fremde Laster! Verbessern wollte sie der Czar, und gedachte des alten Sprüchworts nicht: Begnüge Dich mit dem Guten, das Bessere ist des Guten Feind! Die deutsche Eiche gedeiht nicht in unserm Boden, so auch nicht deutscher Brauch; laß uns bei'm Alten bleiben!

Fedor Zurgowik schwieg und heftete den forschenden Blick auf Theokla, welche ihre heftige Bewegung kaum zu bergen vermochte. Neben der Bebenden saß lauschend, wie die Spinne im Stern ihres Gewebes, Milinka. Petrowik entfernte sich mit seinem Sohne; mit Beben sah Theokla dem Augenblick entgegen, wo sie mit ihrem Vater allein seyn würde.

Es ist mir gesagt worden, sprach der Knees, daß der Fremdling, den wir an des Kaisers Sarge trafen, hier ist, und Dir auf allen Schritten nachfolgt, ich selbst habe eine ihm ähnliche Gestalt jenseits der Neglina gesehn, starr nach Deinen Fenstern hinblickend. Ich weiß, daß die Deutschen nicht ihre Aeltern für sich wählen lassen, sondern willkürlich, im Wahn blinder Leidenschaft den Ehebund schließen. Das ist nicht Auf-

senart. Du hast, Theokla, Deinen Gemahl gesehn, in zwei Jahren siehst Du ihn an der Hand des Priesters wieder. Laß Deine Blicke den Fremdling meiden, mein Fluch würde Dich treffen, so Du seine Gattin werden wolltest, und eines Vaters Fluch hat große Kraft von Gott! Bittre nicht, erbleiche nicht, meine Tochter, Du warst ja stets ein gutes Kind! Ich weiß, Du willst mich nicht bis in den Tod betrüben! Begieb Dich nun zur Ruh, meine Taube; Milinka, führe sie hinauf, und nimm mir mein Kind wohl in Acht! Surgowiz küßte Theokla's Wange; geküßt auf Milinka wankte sie nach ihren Kammern hinauf, die im Vorsprung des Hauses weit hinaus die Gegend überschauten. Alexis ist schon oben, flüsterte Milinka, und diese Worte vermehrten der Tiefbetrübtten Angst.

Wie die Morgenröthe die Nacht, so scheuchte Alexis Blick die Wolken von Theokla's Stirn. Sie sah ihn wieder! Stillweinend barg sie ihr Angesicht an seine treue Brust. Alexis fragte, was sie so schwer betrübe? Doch sie verschwieg ihren Kummer, ihr Weh schauderte von ihren Lippen in die Brust zurück, sich dort zu verbergen.

Milinka schob leise den Niegel vor die Thür. Alexis setzte sich Theofla gegenüber an das vergitterte Fenster, das der Mond zierlich auf dem weißen Steinboden abschattete, bis trübe Wolken ihn verdunkelten. Alexis blickte lange schweigend in die Fluthen, die nach und nach leiser wogten und sich beruhigten, als wollten sie dem Mond, der wieder siegreich aus Wolken hervordrang, einen milden Spiegel bieten.

Als Alexis den Vollmond von der Fluth zurückgespiegelt sah, bleich und nebligt, durchzuckte ihn ein Gefühl des Schauders. Ist mir doch, sagte er, als sähe ich mich selbst aus dem Wasser an, bläulich und entstellt, wie nach schmerzlichem Tode! Theofla blickte voll Entsetzen in die Fluth, doch schon war der Mond von Wolken umzogen, und der Strom wälzte dunkle Wogen. Beide starrten ahnungsvoll hinein, Alexis brach zuerst das Schweigen. O, wär' ich mit Dir in Deutschland, meine Theofla, rief er aus, wie so anders, so herrlich ist es da! Im Schooße der waldbekrönten Gebirge liegt meine liebe Vaterstadt, klein von Umfang, groß durch die Geschichte. Der Neckar bent ihren hohen Thürmen seinen herrlichen Spiegel, der

Fuß der Berge ist mit Nebel umkränzt, dem Nasen nimmt nur wenige Wochen lang der Winter sein grünes Kleid und seinen Blumenschmuck, meist schon im Anfang Februar blühen die Mandelbäume, den Frühling verkündend, und alsbald bietet auch schon der Boden einen grünen Teppich dar, die herabwehenden Blüten zu empfangen. Auch die Stadt würde Dich durch ihren Anblick erfreuen; zwei Reihen Häuser, von Gärten umgeben, mit Heiligenbildern in zierlichen Blenden, mit kunstreichen Vorsprüngen und schöngebildeten Schauhürmen führen durch die Vorstadt zum Mittelthore, von wo aus die Hauptstraße schnurgerade nach dem Markte führt. Hier reiht sich Laden an Laden, durch spiegelhelle Fenster, hinter Blumen hervor, blicken die Mädchen verstohlen; auf dem Markte prangt die alte Kirche, die Carolus Magnus erbaute, das stattliche Rathhaus, der Springbrunnen, von Bäumen umsäumt. Am kunstreichen Wohnhause der Edlen von Hirschhorn siehst Du St. Georg gebildet, der den Drachen tödtet, und nicht genug kann das Auge auf den übrigen bedeutsamen Zierrathen des Baues verweilen. Abends hörst Du um und um das Rauschen der Quellen, den

Gefang fröhlicher Jugend, auf den steinernen Ruhen vor den Thüren versammeln sich plaudernd die Dirnen, die Studenten ziehn in Schaaren, oft mit Gesang und Saitenspiel, reich geschmückt, durch die Gassen, Alles ist Leben und Freude, auch von den Bergeshöhen klingt Mußik hernieder. Noch solltest Du den verwundersamen und herrlichsten aller Palläste von seiner stolzen Höhe all überall auf die schmucke Stadt herniederblicken sehn! Noch in Trümmern schön, trotz seine Bierde der Gewalt der Zeit und der Zerstörung, und wie sich Bau an Bau von König Rupertus bis zu Friedrich dem Weisen in eigenthümlich herrlicher Gestalt erhebt, ist es, als böte ein Jahrhundert dem andern die Hand, um vereint die Gegenwart zu grüßen. O, Theopfla! athmetest Du nur einmal dort der Lüfte wunderfüßen Oden, sähest Du nur einmal die Herrlichkeit im Thale und von den Höhen! Ständen wir nur einmal auf der Brücke im Abendsonnenstrahle und sähen mit zusammen die prangenden Gesilde, grün und leuchtend, wie Smaragd, die fernen Vogesen veilchenblau, den Neckar im Golde wogend, rauschend und sprudelnd über Felsstücken, die Gebirge kühn und bedeutsam empor-

strebend, die verstreuten Hütten auf Felsstücken, umgrünt von Kastanien und Linden, leuchtend mit ihren Fenstern im Abendschein, und alles, wohin das Auge nur reicht, wohin der Gedanke dringt, süße Fülle der Schönheit, Anmuth und Herrlichkeit. — Nimmermehr! fiel Theofkla mit dumpfer Stille ein — auch dahin reicht — sie verstummte und drängte das Wort: Watersfluch von ihren Lippen zurück. Meine Theofkla, rief Alexis, wie bist Du heut' so trüb und verstört? Hat meine Liebe keine Kraft mehr, Dich zu erheitern? Unsre Liebe, sprach Theofkla mit Thränen, ist stets eine Heimlichkeit gewesen, doch von heute an ist sie ein Verbrechen. Frage mich nicht, Alexis! wir müssen uns meiden. Eine fürchterliche Stimme hat mich gewarnt, laß uns ihr nicht widersprechen. Jede Heimlichkeit, jede Lüge trägt in sich den Keim des Unheils, laß uns von nun an jede meiden. Für diese Welt sind wir geschieden, laß uns die Blicke auf Jenseits richten!

Milinka nahte sich den Liebenden, als sie diese Worte vernahm. Es war ihr Leid, daß der freigebige Alexis scheiden sollte. Theofkla, sprach sie, Du handelst unrecht, wohl dürft Ihr beide unschuldig beisammen seyn,

für Eure Sicherheit laßt mich sorgen. Ich weiß von guter Hand, daß der Sohn des Kneesen Petrowitz, den Dein Vater Dir bestimmt, eine Dame von der Kaiserin Hofstaat zu heirathen wünscht, widerstrebe nur mutbig, er wird selbst Dir beistehn. Was das Uebrige betrifft, so kann ein einziger Augenblick umwandeln den Sinn Deines harten Vaters, er liebt Dich und wird Dein Unglück nicht verlangen, die starrsten Gemüther sind die weichsten, wenn es gelingt, sie zu bewegen. Hoffe Alles von der Zeit und schaffe Dir nicht unnöthige Schmerzen der Entbehrung. Du weißt, ich habe Dich in zarter Jugend vor Unheil gewarnt, laß Dich jetzt gern von mir bewegen, Dein und Alexis Unglück nicht zu wollen!

Vor dieser lockenden Stimme verstummte die innere in Theokla's Brust, sie weinte heiß, kämpfte mit sich selbst, reichte dann Alexis die Hand und sprach: Morgen! — Morgen! wiederholte Alexis, für beide lag der Himmel in diesem Worte.

Düstre Träume schreckten Theokla in der Nacht, langsam und peinlich schlich der Tag dahin, der Abend kam und mit ihm Alexis, wie gewöhnlich den Strom

entlang durch den unterirdischen Gang hinauf, in welchem die Gefängnisse befindlich waren. Beide waren unendlich verwirrt und angstbekommen, sie fühlten, daß sie nicht Recht gethan, auch Milinka war bekümmert und trübe.

Alexis und Theofla mochten eine Stunde beisammen gewesen seyn, als die wachsame Milinka im Vorsaal Schritte hörte, sie stürzte nun hinaus, und blieb sehr lange abwesend, einzelne Laute, wie der Bekümmerniß und des Flehens, drangen durch die Stille des Abends und die zugezogenen Thüren hindurch zu den Liebenden hin. Theofla zitterte heftig. Alexis, rief sie blaß und mit strömenden Thränen, unser beider Leben steht auf dem Spiel, ja, unser ewiges Wohl! Laß dies das letzte Mal auf lange Zeit seyn, daß wir uns sehen! Das letzte Lebewohl auf lange Zeit, sprach Alexis feierlich, es sey! Das ist Selbstsucht, nicht Liebe, die das Geliebte in Gefahr setzt, o, Theofla! Dein Alexis scheidet, doch laß mich nicht ohne Kunde von Dir!

In diesem Augenblick trat Milinka herein, einer Reiche ähnlich. Was ist geschehen? rief Theofla, doch

Milinka sprach: Ruhig, meine Theokla, es ist glücklich vorüber, doch auf eine geraume Zeit mußt Du Alexis von hier entfernen, selbst aus Moskau, wo möglich. — Milinka, unterbrach die Unglückliche, das wollt' ich gestern schon, o Gott! man sollte nie das Rechte zu thun unterlassen, sobald man es für das Rechte erkennt!

Und was ist geschehen? fuhr Theokla, zu ihrer Pflegerin gewendet, fort. Laß mich schweigen, versetzte Milinka, genieße ruhig dieser Stunde, es ist jezt zu viel Bewegung auf den Treppen und in den Gängen, als daß Alexis fort könnte. O, wie herbe ist ein Abschied, rief Theokla, die Minuten, die uns noch geschenkt sind, werde ich darüber verlieren, daß ich noch mit ihnen geize, und sie ängstlich zähle. Fasse Muth, Geliebte, fiel Alexis ein, wir werden uns wiedersehn!

Raum hatten die Liebenden noch eine bange Viertelstunde mit einander zugebracht, als das Klirren eiserner Sporen und schwere Fußtritte ihnen den Knees verkündete. Der Vater! riefen Theokla und Milinka, wie aus einem Munde, und schnell besonnen in der äußersten Gefahr, zog Milinka Alexis in das Nebenzimmer, das den Ausgang nach der Treppe hatte, die in den un-

terirdischen Gang führte. Vergt Euch unten in den Gewölben, flüsterte sie, wenn Alles wieder ruhig ist, komme ich, die Wasserpforte aufzuschließen!

Mit diesen Worten verließ sie Alexis, verriegelte schnell hinter ihm die Thür und eilte hinaus, dem Knees entgegen.

Wie betäubt schlich Alexis die Stufen hinab, es war ihm hart, bei der Reinheit seines Willens und Handelns, alle Schleichwege der Nacht und des Unrechts einschlagen zu müssen. So schmerzlich ihm der Abschied von Theokla war, athmete er freier bei dem Gedanken, er wandle das letzte Mal auf verbotenen Wegen. Unerlöblich fiel ihm auch bei, daß er Unrecht gethan, nicht in Theokla's Nähe zu bleiben, und sie zu schützen, denn unerhört war es, daß Fedor Furgowitsh um diese Stunde zu seiner Tochter kam. In diesen Zweifeln schlich sich Alexis weiter den unterirdischen Gang entlang, wo Zwan, Zwan selbst, der vor einer Stunde von seiner Reise wiedergekehrt war, der Schlange gleich, im Dunkeln auf seine Beute lauschte. Er war es, dessen Ankunft Milinka diesen Abend aus dem Zimmer gelockt, da sie ihn hörte, er hatte sogleich zu Theokla

kommen und sie begrüßen wollen, die Todesblässe, das Bittern Milinka's hatte ein Geheimniß argwohnen lassen, seinen Drohungen, auf der Stelle einen Diener zu rufen, der den Knees herbeihole, hatte Milinka nicht widerstehen können, sie hatte ihm Alles gestanden. Meister seiner Aeußerungen, hatte der Glende blos geantwortet: Es ist gut, ich will nicht stören! Doch der Blick, mit dem er diese Worte begleitet hatte, gehörte der Hölle an, Unheil ahnend und bebend, war Milinka wieder zu Theofla hineingegangen, nachdem sie ihren Sohn noch gefleht, sie nicht zu verrathen. Er verhieß es ihr, denn er hatte schnell überlegt, seine Rache sey sichrer und er komme seinem Zwecke näher, wenn er den Knees nicht zum Vertrauten mache. Er war demnach mit angenehmer Fassung zu ihm hinaufgegangen, ihm kurzen Bericht von seiner Reise und der Unschuld des Gefangenen abzustatten, er wollte ihm alles verschweigen, was Theofla betraf, doch seine unreine Phantasie malte ihm mit so glühenden Farben das Beisammenseyn der Liebenden, daß er in der Wuth der Eifersucht, sie zu stören beschloß, und deshalb dem Vater sagte: Theofla sey plötzlich, wie er von seiner Mutter erfahren, gefähr-

lich erkrankt. Kaum hatte der Knees dies gehört, so war er entschlossen, zu ihr zu eilen, um für sie zu sorgen, und Zwan eilte nach dem unterirdischen Gange, um dort Alexis zu morden. Feige, wie jeder Heuchler, sann er auf ein Mittel, ihn gefahrlos umzubringen, denn Alexis Kraft und Tapferkeit war ihm wohl bekannt. Da entsann er sich der Cisterne mitten im Gange, die er als Knabe öfters in Stand sehen sehen, mit Anstrengung zog er an dem Ringe des Steines, der ihr zum Siegel diente, die Hölle ließ zu dem Bubenstück ihre Kräfte, es war gethan, jetzt löschte Zwan die Kienfackel und stand lauschend an des Abgrunds Rande. Wenige Sekunden nachher ging Alexis ahnungslos auf dem wohlbekanntem Wege weiter; plötzlich wich der Boden unter seinen Füßen, er stürzte unaufhaltsam in die Fluth, mit nervigter Faust stieß ihn Zwan tiefer hinunter. Es war geschehn, versiegelt war der Mordschlund, mit hochklopfender Brust, grinsend vor Freude über die gelungene Rache schlich er wieder hinauf in den Thurm, Theokla zu belauschen.

Indeß verweilte der Knees wehmüthig und lange bei seiner Tochter, der ihre Bekümmerniß, ihr Entsetzen ge-

nugsam das Ansehn einer Kranken verliehen. Vergebens strebte sie ein Schreckbild der Ahnung zu verschuehen, das dräuend vor ihrem innern Blicke stand. Ihr Vater entsetzt über ihren Zustand, rief alle Heiligen zu Hilfe, und gelobte die schönsten Opferspenden. Indeß der Vater bei ihrem Lager verweilte, dachte sie sich mit steigender Angst Alexis, harrend und leidend, in den unheimlichen, nassen Katakomben. Erst um Mitternacht verließ sie der bekümmerte Vater, da sie, wie ohnmächtig, die Augen schloß, vermeinte er, sie schliese nun. Als bald ging Milinka, auf Theokla's Flehen, mit der Fackel und den Schlüsseln, Alexis zu befreien. Die flackernde Kienfackel warf seltsames Licht auf die weißgetünchten Wände, mit grünem Schlamm, wie mit teuflischen Berrgebilden bekleidet, wehklagend rauschten die Fluthen der Cisterne, in keiner Windung des Gewölbes war Alexis zu finden, ein Todesgrausen erfaßte Milinka, sie wollte fliehen, ihre Kräfte versagten, sie stürzte hin, ihre Fackel erlosch. Sie mochte eine Weile in dumpfer Betäubung gelegen haben, als Zwan, eine Windkerze haltend, vor sie hintrat und sie emporhob. Was machst Du hier, Mutter, sagte er sin-

ster, ist es Deines Amtes, um Mitternacht hier zu wandeln? Milinka zitterte, sie kannte Zwans Tücke. Ungeheuer, rief sie, was hast Du mit Alexis gemacht? Hohnlachend führte Zwan sie an den Rand der Cisterne. Frag' den Stein hier, sagt' er, wo der Verführer hause! Wer weiß wohin die Fluthen der Moskwa, in welche sich diese rauschenden Bäche ergießen, ihn schon fortgezogen. Hier, Unbesonnene, wurde durch meine Klugheit Dein Geheimniß und Dein Leben geborgen! Weh' Dir, wenn es der Kneees erfahren hätte! Milinka stand schwindelnd von dieser Tiefe der Verderbniß. Alexis hatte Dir ja nichts gethan, stammelte sie. Nichts gethan? rief Zwan, ho, ho! weißt Du nicht, daß ich Theofla liebe, daß sie mein eigen werden muß? Sie selbst hat sich mir aus freier Wahl verheißen, da sie noch ein Kind war, die Jungfrau muß ihr Wort nun lösen, was mir im Wege stand, hab' ich hinweggeräumt. Milinka schrak zusammen, und Zwan fuhr hohnlachend fort: Bethörte! wenn das nicht Deine Absicht war, weshalb liehest Du uns stets beisammen? Geh' nur ruhig hinauf und hüte Dich, mich zu verrathen und meinen Grimm zu reizen, bedenk' es, ihr seid Beide in mei-

ner Gewalt. Ich habe Theofkla mit Blut erkauf't, sie ist mein, sag' ihr nun, was Du willst, von Alexis Tode, die Märchen sind Dir ja nicht schwer zu erfinden, strenge Dich nur für Deinen Sohn an, Du hast keine Wahl zwischen meinem Glück und Deinem Verderben! Mit diesen Worten führte Swan die betäubte Milinka wieder hinauf und schlich sich in seine Kammer.

Mit emporsträubendem Haar, besleckt von Schlamm und Nässe, stürzte Milinka in Theofkla's Zimmer, rief: Er ist hin! und sank, wie entseelt, zu Boden. Mühsam nur gelangte sie wieder zum Bewußtseyn, und erzählte dann der horchenden Theofkla ein schnell erfonnenes Märchen, wie sie beinah selbst in die offne Cisterne gestürzt und ihr Sohn ihr zu Hülfe gekommen, und Alexis, den sie nirgend finden können, dort versunken sey. Und wie kam Swan dorthin, fragte bebend Theofkla, da stammelte Milinka, er habe lange bei einem der Gefangenen verweilt. Was hast Du ihm gesagt, Milinka? — Alles, entgegnete diese, denn meine Anwesenheit in diesem Gewölbe gab ihm Verdacht, und Du kennst seine Macht über Deines Vaters Gemüth. Doch sey getrost, Swan ist Dir ergeben, er liebt Dich zu sehr, um Dir

zu schaden! Diese Worte gaben Theokla Licht, sie erkannte nun Iwan für den Mörder Alexis, erkannte die Fäden des Netzes, von welchem sie bestrickt war, doch was that ihr das Alles, was konnte sie noch schmerzen, nun Alexis dahin war? Sie warf sich auf ihr Lager und ließ ihren Thränen und Wehklagen freien Lauf, und als der Schmerz seine herbsten Pfeile auf ihre Brust losgelassen und die müde Seele erliegen wollte, da träufelte Balsam von Oben auf ihre Wunden und sie fühlte den Hauch der ewigen Liebe. Der Vater fand am Morgen sein unglückliches Kind im Fieber, der Gedanke, daß sie sterben könnte, erweckte seine ganze glühendste Särtlichkeit. Jede Minute, die er seiner Amtspflicht abmüßigen konnte, brachte er bei ihrem Lager zu. Sein ganzes Wesen war umgewandelt, er wurde freundlich und milde, Theokla fühlte seine Liebe, an ihr richtete sich ihr weikendes Daseyn auf, sie genas körperlich, ihre Todessehnsucht hatte sich in stille Ergebung aufgelöst, schmerzlich beugte es sie, daß sie dem Vater ihr Geheimniß noch immer verbergen mußte, sie hätte gern ihr ganzes Herz ihm gesagt, Trost in seiner Vatern treue gefunden, und Iwans Entfernung von ihm ersehnt. Oft war

ſie ganz bereit, Alles zu enthüllen, doch ein finſtrer Blick ihres Vaters genügte, ihren Entſchluß zu verändern. Eine bedaurungswerthe Täuſchung ließ ſie hoffen, es ſey ſchon alles Unheil geſchehn und nichts mehr zu befürchten; ſie wußte nicht, daß einmal begonnenes Unheil nur durch den höchſten Muth beſiegt werden kann.

Wenige Menden nach Alexis Tode wurde Fedor Zurgowitſ nach der Grenze des Reichs berufen, um einen verworrenen Rechtshandel ſchlichten zu helfen; er wollte Theokla eine Zerſtreuung gewähren und bat ſie, mit ihm zu kommen. Sie willigte gern ein, da ſie erfubr, Zwan ſolle im Hauſe als Hüter und zu Beſorgung der unumgänglichſten Geſchäfte zurückbleiben.

Am erſten Tage ſchon brach in der Nähe eines Dorfes, das am Rand der Moskwa, zwei Stunden von Moskau gelegen iſt, die Kibitke; es war unmöglich, weiter zu reiſen, man mußte im Dorfe bleiben, deſſen Anblick nicht einladend war. Erſt kürzlich ſchienen die Hütten, von Holz gezimmert, vom Markt von Moskau gekauft und hieher geſchleppt zu ſeyn, es hauste nur Geſindel in ihnen. Theokla mußte ſich entſchließen, in einer dieſer Hütten, die leer ſtand, ihren Ruheſitz aufzuſchlagen,

da sie nicht in das räucherige, lärmersfüllte, kleine Wirthshaus hinein wollte, in welchem der Knees abstieg. Es wurde Heu auf dem Boden gebreitet. Theokla sah mit verweinten Augen auf das ungewohnte Lager hin: Vielleicht, sagte sie zu Milinka, ist dies Lager nicht so traurig, als es aussieht, ich finde wohl hier den Schlaf, der mich in meinen Zimmern flieht! Diese Dede, diese Verlassenheit sagt meinem Kummer zu — o, könnt' ich hier zur ewigen Ruhe einschlummern! Nun betete Theokla und legte sich unentkleidet nieder, Milinka gleichfalls, unweit von ihr. Zwei Diener streckten sich auf einen Tisch vor Theokla's Kammer hin, ihr Schlaf war eisenfest mit Branntwein gelöthet.

Ermattet hatte auch Theokla einige Stunden der Ruhe genossen, wunderbar milde Träume spiegelten ihr das bleiche, wehmüthig lächelnde Angesicht des Geliebten, wie aus blumenbestreuten Fluthen schauend, bald wiederum herablächelnd aus Sternenhöhen; ein himmlischer, nie geahnter Friede umsing ihre Seele. Es mochte um Mitternacht seyn, als urplötzlich nur Nacht um sie her war, es hauchte sie eisig an; wie wenn eine Schlange sich zu ihrem Herzen hinringelte, fühlte sie

sich berührt. Sie öffnete die müden Augenlieder, Zwan stand vor ihr, gräßlich anzuschauen bei dem Mondlicht, das durch der Hütte geölte Papierscheiben drang. Seine schwarzen, tiefen Augen funkelten, leuchtende Gluth brannte auf Wangen und Lippen, wie verworrene Schlangen ringelte sich das Haar um die düstre Stirn. Theofla glaubte Anfangs ein Traum ängstige sie, doch die eiserne Wirklichkeit that sich ihr kund. Zwan ergriff ihre abwehrende Hand. Gehet oder nie! murmelte er, die Stunde der Vergeltung hat geschlagen. Wähle zwischen Meineid, Vatersfluch und meinem Glück! Saudre nicht, rief er, als sie ihn anstarrte, besinne Dich, Du warst mein, Du liebtest mich, Du bist mir ungetreu geworden, es soll vergessen seyn. Komm! der Priester harret! Willst Du nicht, so wecke ich den Knees und verkünde ihm, was geschehen; für Vatersfluch rettet selbst der Tod nicht, und den Meineid straft der Himmel! Laß mich in Frieden sterben, tödte mich, sprach Theofla, ich sterbe gern. Du weißt nicht, Bethörte, rief Zwan, was die Verzweiflung vermag, vermeinst Du, irgend eine Macht auf Erden könne Dich meinen Armen entreißen? — Gefaßt sprach die Arme: Was verlangst Du,

und was gedenkst Du zu thun? Dich zur Kirche will ich führen, rief Zwan, Du sollst mein Weib werden; Alles ist in Bereitschaft. Auf meine Veranstaltung brach die Kibitke, mußtet ihr hier bleiben. Hier nur kann geschehen, was in Moskau unmöglich ist, gieb Dich denn in Dein Geschick, und laß mich in Zukunft über Deine Ergebenheit, Deinen Gehorsam und Deine Treue vergessen, daß Du einen Andern geliebt. Komm! der Hahn kräht, die Stunde dringt!

Ja, ich muß es büßen, was ich selbst verschuldet, sprach Theokla feierlich, so laß mich denn noch einmal beten und ich folge Dir! Wenn Missethäter hingerichtet werden, ist ihnen Frist zum Gebete vergönnt, damit sie Gott versöhnen. — Eile nur! rief Zwan.

Theokla sank auf die Kniee, aus der hoffnungslosen Nacht ihres Glends rang sich ihre Seele zu Gott empor. Wie Zwan das bleiche Mägdlein im Gebet erblickte, die Augen bewegungslos zum Himmel gerichtet, die Hände krampfhaft auf der Brust gefalten, ihre langen Locken entfesselt um die Schultern her zerstreut, die bleichen Lippen wunderbar lächelnd, da wurde ihm bange, und er hätte fort seyn mögen, den Frevel nie begonnen ha-

hen, doch zu mächtig loderte wieder die Hölle in seiner Brust.

Plötzlich stand Theokla auf. Zwans dargebotene Hand winkte sie mit solcher Hoheit zurück, daß er der Gewalt ihres Blickes nicht zu widerstehen vermochte, und ihr zagend nachfolgte, wie sie, stillwandelnd, den Blick gen Himmel, ihm voranging und den Weg nach der Kirche einschlug, den Strom entlang. Theokla schien dem Brausen der Fluthen zu horchen, sie neigte sich öfters verweilend hin, Zwan wagte nicht, sie zu stören.

Unfern der Kirche, die der Schein der ewigen Lampe von einer Anhöhe verkündete, stand am Ufer ein hölzernes, hohes Kreuz, neben einer schwarzbelaubten Trauerbirke, vom matten Licht des Mondes beglänzt. Dahin wandte sich Theokla, dort sank sie laut weinend nieder und umschlang das Kreuz mit ihren Armen, hielt es an die Brust gedrückt. Odemlos, bewußtlos, mit festgeschlossnen Augen blieb die Unglückliche festgekrampft um des Kreuzes Stamm, vergebens mühte sich der Verworfenen, sie hinwegzureißen, er vermocht' es nicht, alle Kräfte ihres Seyns waren auf einen Punkt concentrirt, sie suchte Rettung bei dem Zeichen ewigen Heils; trost-

los und wie vernichtet stand Zwan vor ihr, die einer Leiche gleich, ein kaltes Grausen rieselte durch seine Adern, bis hierher und nicht weiter ging der finstern Mächte Gewalt.

Inzwischen war der Priester, ungeduldig und bekümmert über die Verzögerung der Ankunft des Brautpaars, mit Milinka, die ihr Sohn dazu vermocht, Zeugin bei der Verbindung zu seyn, den Strand entlang gegangen, um zu forschen, weshalb gezauert werde? Ihm folgten einige Bauern, die bei'm Gottesdienst hülfreich zu seyn pflegten. Mit einem Schrei des Entsetzens stog Milinka auf ihre verlassene Theokla zu, da sie am Fuße des Kreuzes sie erblickte. Laß mich hier mit Dir sterben, rief sie aus, dann wird die Mordwuth wohl gestillt seyn! Ist das die Braut? fragte der Pope. Zwan machte blos ein Zeichen der Bejahung, und der Priester sprach, gewendet zu Theokla, welche die müden Augenlieder wieder öffnete: Was willst Du an dieser Stelle, Jungfrau? Wie, sollte hier ein Freund oder Bruder ruhn? Die Fischer dieses Strandes fanden hier einen Leichnam, einen Jüngling, dessen Schönheit noch unzerstört von der Macht des Todes und den kalten Wellen

war. Hier senkten sie ihn ein und pflanzten dies Kreuz her, ich war selbst dabei, und sprach den Segen, die Fischer reichten mir den Fingerreif des herrlichen Gebildes, den ich zum Andenken trage; was sonst bei ihm gefunden wurde, darin theilten sie sich! Alexis! rief Theofla mit herzzerschneidendem Ton, dies ist sein Ring, sein Wappen, ich kenne es wohl! Hier sterb' ich gern! O, Diener des Herrn, rette mich von dem Bösewicht, ich wollte ihm zur Kirche folgen, um die Kirche um Schutz und Zuflucht anzusehen! Sie raset, rief Swan, sie ist mein, mein, seit sie athmet und lebt, mit Küssen und Schwüren mir vertraut! Was soll ich glauben? rief der Priester mit namenlosem Entsetzen; Du Swan, sagst mir, diese Jungfrau wolle Dein Weib werden, und sie fleht um Rettung von Dir? Wer ist sie, und welches ist dies Geheimniß? Swan raunte Theofla mit verzerrtem Lachen das Wort: Watersfluch! in das Ohr, sie aber sagte: Hebe Dich weg, Verruchter! Ich habe, während ich im Gebet lag, meinen Engel gesehn, der schlug den bösen Geist und stieß ihn zum Abgrund hinab. Die Hölle hat keinen Theil mehr an mir! Auch Watersfluch kann der himmlische Vater abwenden, wie einen

schwachen Pfeil von geharnischter Brust! Der Buße Flügel tragen die Seele aus den Tiefen der Hölle zu Gott, ich fürchte nichts mehr, mich hat Gott gehört! Edle Jungfrau, sagte der Priester, gehe heim, es kann noch Alles gut werden, ich will Dich geleiten zu Deines Vaters Füßen. Wie? rief Swan, Du solltest in Frieden sterben, und ich wäre ohne Dank der Hölle verfallen? Und wie Theokla ihn schweigend und vernichtend anstarrte, zog er sein Messer, stieß es in ihre Brust, und stürzte sich in die Moskau. Hochauf schäumten die Fluthen, wie zu wilder Begrüßung der längst erwarteten Beute, welche die Hand der Bergelsterin ihnen zugeschleudert.

Die sterbende Theokla wurde zu ihrem Vater getragen, der göttliche Erbarmer verlieh ihr noch die Kraft, ihrem Vater Alles zu gestehn. Mild hörte er sie an, und sprach: Gott segne Dich, wie ich Dich segne, Gott vergebe Dir, wie ich Dir vergebe! Amen! kispelte Theokla und verschied.

Der tiefbetrübte Vater verbannte Milinka von seinem Angesicht, dann legte er sein Richteramt nieder, und rief seinen Sohn zu sich, ihn seines Gelübdes von jenem

Abschiedsmorgen zu entbinden und ihn mit seines Vaters Würde bekleiden zu lassen. Er selbst zog sich in stille Einsamkeit zurück, und vertrauerte sein übriges Leben, büßend sein blutiges Verwalten des hohen Richteramts und den ewigen Richter über sich, in Staub gebeugt, erkennend.

Milde Zeiten des Lichtes und des Friedens erblühten dem russischen Reiche über dem Grabe der alten Nacht, und wenige Jahrzehende vergingen, so klangen die Geschichten der trüben Zeit, wie Märchen in das neue Leben des gestifteten Volkes hinein. Moskau erhob sich in steigender Kraft und Würde, und der Phönix der Freiheit der Völker schwang sich aus der Flamme hervor, in denen es sich selbst hinopfernd weihete, auch diese Flammen wütheten vergebens, nach wenigen Jahren prangte die Kaiserstadt in verjüngter Form, in neuem friedlichen Glanz, und empfing mit Jubel ihre vom heiligen Kampf wiederkehrenden, von Heldenruhm leuchtenden Söhne.

Helmina v. Chezy, geb. v. Klencke.



W. Koch, del.

Martin Lassinger, sculp.

Bei Männern, welche Liebe fühlen.



Am Grabe Virgils.

Beim Pausilip vor Neapel.

Die Rose lächelt, Freund! die Traube glänzt,
 Still neigt der Lorbeer sich zur Myrthe.
 Gerührt hat hier des Sängers Urn' umkränzt
 Manch' blut'ger Held, manch' blumenreicher Hirte.

Hörst du die Leyer, wie sie leis' erbebt,
 Als ob von Geisterhauch durchflüstert,
 Ein Nachklang des Gesangs der Hüb' entschwebt,
 Womit Virgil die Muse sich verschwifert.

Wie süß muß feines Liedes Melodie
 Hoch oben weh'n im Götterhaine!
 Still ruht das Meer; belauschen laß uns sie,
 Und schau'n sein Bildniß dort im Sternenscheine.

v. W e s s e n b e r g.

G o t t.

Wohin sich deine Blicke wenden,
 Beseeltes spricht zur Seele dir.
 Ein Spiel, berührt von Meisterhänden,
 Tönt Erd' und Himmel dir und mir.
 Ein Geist, den wir im Innern ahnen,
 Weht uns im West, rauscht in Orkanen.

Wer nennt den Geist, der Schöpfung Seele,
 Den Quell, woraus das Leben fließt;
 Süß im Gesang der Zauberkehle,
 Mild im Gewölk, das sich ergießt;
 Bei Sonn' und Mond, im Thau und Regen
 Auf Trift und Hügeln reich an Segen?

Den großen Geist nennt dir im Herzen
 Die Stimme zart und engelrein,
 Der Sinn, dem nichts vermag zu schwärzen
 Den ewig heitern Morgenschein,
 Der schönste, göttlichste der Triebe,
 Der Ruf in dir: „Gott ist die Liebe!“

v. Wessenberg.

Der erste Psalm.

Frei übersetzt.

Heil dem Erdegebornen, Heil,
Schließt er verruchtem Rath das Ohr,
Fliehet die Sünderpfade,
Der Spötter Kreise sein scheuer Fuß;

Schwellt ihm Wonne die fromme Brust,
Horchend Jehova's Machtgebot,
Denket er seiner sinnend,
Bei'm Strahl des Tags, und von Nacht umhüllt!

Gleich dem Baum an des Baches Rand,
Bringt er zu rechter Zeit die Frucht,
Keines der Blätter welkt ihm,
Gelingen krönet sein Wirken stets.

Nimmer freut sich der Frevler des,
Spren, die der Wind zerstäubt, ist er!
Ihn wird Jehova's Richtstuhl
Verbannen strafend aus frommem Kreis.

II. Jahrg.

9

Denn des Redlichen Thun beglückt,
 Lohnend, Jehova's Vaterhuld,
 Aber des Frevels Wege
 Sind hin zum Abgrund die Schreckensbahn.

Erhard Christian Eccard.



J. Hoeg, fec.



Adolph von Nassau.

Eine historische Novelle. Mit einem Kupfer.

Von Adolph von Nassau, der im Jahr 1292 zum teutschen König erwählt und zu Achen gekrönt wurde, hat sich eine anmuthige Sage erhalten, die wir hier erzählen wollen.

Adolf lag verwundet in einem Frauenkloster im Elsass. Ein treuer Diener hatte ihn dahin gebracht, jedoch unter fremdem Namen, denn der Bischof von Straßburg war dem Könige auffähig, und er mußte darum seinen Aufenthalt geheim zu halten suchen.

Die Nonnen pflegten sein mit großer Sorgfalt, besonders Eine, welche jung und schön war, und Amalgunde hieß. Sie wachte manche Nacht an seinem Lager, verband seine Wunden und erfreute ihn mit liebeichem Gespräch. Adolf genas bald, denn er war frisch und kräftig. Amalgunde gewann mit seinem Dank auch sein

Herz, und die hohe Gestalt und das edle Wesen des Ritters machte auf sie nicht minder großen Eindruck.

Eines Abends trat sie ängstlich in sein Gemach. Der König saß in seinem Lehnstuhl, und liebte ein Windspiel, welches ihn überall zu begleiten pflegte. Er sah ihre Bewegung, und fragte um die Ursache.

Gnädiger Herr, sagte Amalgunde, Ihr seyd König Adolf, und verrathen.

Adolf war keineswegs der Mann der bleichen Furcht. Er griff ruhig nach seinem Schwert, und bat Amalgunden um nähere Erläuterung.

Da erfuhr er denn: die Vorseherin des Klosters sey eine Verwandtin des Bischofs von Straßburg; sie habe Argwohn geschöpft aus mancherlei umlaufenden Gerüchten, daß der König unter ihrem Dach sey, und wolle nun dem Bischof Nachricht davon geben.

Beide berathschlagten jetzt, was unter solchen Umständen zu thun seyn möge; doch zeigte sich kein Ausweg, als schnelle Flucht. Amalgunde versprach, die Gelegenheit dazu auszuspähen, und sich nach einem sichern Wege zu erkundigen.

Kaum hatten die Nonnen ihr Nachtgebet verrichtet

und sich nach ihren Zellen begeben, um der Ruhe zu pflegen, als sie, einen Schlüssel in der Hand, eilig zum König kam, der sich eben mit seinem treuen Diener besprach.

Ihr müßt noch diese Nacht fliehen, hub sie, mit zitternder Stimme, an; denn der Bote an den Bischof ist bereits abgegangen. Ich habe glücklicher Weise den Schlüssel zur Gartenthüre in meine Hand bekommen, von da aus geht ein Feldweg nach dem Rheine, der nur eine Viertelstunde entfernt ist, und Ihr findet dort Schiffe, die Euch überfahren.

Adolph zauderte keinen Augenblick. Amalgunde führte ihn aus dem Kloster und durch den Garten, da er die Gelegenheit des Orts nicht kannte, und an der Pforte zeigte sie ihm den Weg, den er zu nehmen hatte. Adolph ergriff jetzt die Hand der Jungfrau. Du bist meine Ketterin, sagte er, und ich sollte Dich ohne Dank zurücklassen, in düstern einsamen Mauern, wo Deine Jugend freudenleer verblüht? Folge mir, und vertraue meiner Liebe, denn Du hast mein ganzes Herz gewonnen.

Nein, nein, rief Amalgunde, mein Gelübde — ich darf nicht!

Der König faßte sie in seine Arme, er drückte einen brennenden Kuß auf die bebende Lippe, und zog sie aus dem Garten hinaus.

Sie kämpfte mit sich selbst. Laßt mich zurück in meine Zelle, sprach sie mit halbgebrochener Stimme; dort will ich für Euch beten, damit Eure Flucht glücklich sey.

Ich lasse nicht von Dir, erwiederte Adolf, indem er schnell die Gartenthüre schloß, und den Schlüssel über die Mauer warf. Er gab ihr seinen Mantel, sich darein zu hüllen; sie schmiegte sich an ihn, in großer Verwirrung ihrer Sinne, und glücklich erreichten die Flüchtlinge das rechte Ufer, wo der König geborgen war. —

Nicht weit von Schwalbach zieht sich ein anmuthiges Thal hin, von der Nar durchströmt. Das Land umher ist gesegnet mit Fruchtbarkeit, besonders aber mit einer Menge von Heilquellen. Dort, im Narthale, ließ Adolf jezt auf einem Fels eine Burg erbauen, und als sie zur Wohnung eingerichtet war, gab er sie der geliebten Amalgunde ein. Adolfseeß hieß die Burg, und so heißt auch das Dörfchen, welches später im Thal unten entstand. Während nun hier der Stern der Liebe

hell und freundlich leuchtete, zogen finstre Wetterwol-
len über Deutschland herauf. Der Kurfürst von Mainz,
aus dem Geschlecht der Dynasten von Eppenstein und ein
naher Vetter Adolfs, hatte diesem zur teutschen Königs-
krone verholfen, in der Hoffnung, Adolf werde ihn, zum
Dank, nach seinem Sinn schalten und walten lassen im
Reiche. Dieser aber wollte nicht König seyn bloß dem
Namen nach, sondern die Zügel mit eigener Hand halten,
weil er die Kraft dazu in sich spürte: darob grollte nun
der Erzbischof, und sagte: Er habe noch mehr als einen
teutschen König in der Tasche. Auch gelang es ihm,
einige Kurfürsten auf seine Seite zu bringen, denn er war
gewiegt in Trug und Arglist, und diese Fürsten entsetz-
ten Adolf des Thrones und wählten an seiner Stelle den
Herzog Albrecht von Oestreich.

Beide suchten nun ihr Recht mit den Waffen geltend
zu machen; Albrecht kam, mit großer Heeresmacht, an
den Rhein gezogen, und Adolf trat ihm muthig entge-
gen. In der Nähe von Worms schlugen beide ihr Lager.
Diese Stadt war dem rechtmäßigen Könige treu geblie-
ben, und dahin war ihm auch die geliebte Amalgunde
gefolgt, denn eine trübeß Ahndung hatte sie nicht mehr

raffen lassen, und Adolf mußte zulezt ihren Bitten nachgeben, und sie bis Worms mitnehmen.

Am 2ten Juli 1298 geschah die denkwürdige Schlacht, in welcher Adolf Krone und Leben verlor, weil er seinem Muth zu sehr vertraute, und, in der Hitze des Gefechts, sich nicht einmal Zeit nahm, den Helm wieder aufzusetzen.

Amalgunde harrete unterdessen, in unbeschreiblicher Angst, auf Nachricht. Auf einmal sprang Adolf's Wandspiel herein, welches seinen Herrn auch diesmal begleitet hatte, und winselte und zerrte sie am Gewand, bis sie dem Thier folgte. Es brachte sie zur Wahlstätte, wo Adolf unter den Todten lag, mit bleichem Antlitz und blutigen Locken.

Amalgunde warf sich auf den kalten Leichnam, und selbst die rauhen, feindlichen Krieger ehrten ihren Schmerz; als aber die Anführer sich näherten, Herzog Albrecht und Erzbischof Gerhard von Mainz, nebst einigen Andern, da erhob sie sich plötzlich, wie vom Geist der Weissagung ergriffen, und verkündigte ihnen, daß die Rache des Himmels bereits über ihren Häuptern schwebte, und keiner eines natürlichen Todes sterben werde.

So geschah es auch; denn unter den Streichen Johannes von Schwaben und seiner Verbündeten fiel K. Albrecht im J. 1308; den Erzbischof von Mainz fand man einst leblos auf seinem Stuhl sitzen, und auf ähnliche Weise starben die übrigen.

Adolf's Leiche wurde in dem Kloster Rosenthal bei Worms beigesetzt; Albrecht hatte es nicht dulden wollen, daß er in die Gruft der deutschen Könige nach Speier gebracht würde. Auch ließ er Adolfseck zerstören, den Sitz stiller Liebe. Amalgunde aber nahm zum zweitenmal den Schleier im Kloster, wo Adolf begraben lag, und betete dort für die Ruhe seiner Seele.

Kaiser Heinrich VII. ließ in der Folge den Leichnam des tapfern Nassauers in den Dom nach Speier bringen. Als aber, im schrecklichen Jahr 1689, die Kirche von den Franzosen zerstört, die Gräber der Könige aufgerissen und ihre Gebeine zum Theil umhergestreut wurden, da fügte es das Schicksal, daß jene fromme Hand, welche die heiligen Ueberreste der Todten wieder sammelte, Albrecht und Adolf in einem und demselben Sarge vereinigte.

Schreiber.

Idyllischer Hymnos.

Heil euch, liebliche Musen, von heiterem, rosigem
 Antlitz,
 Himmlische Töchter des Zeus, euch neun holdsingenden
 Schwestern!
 Heil dir, Führer der Musen, o göttlicher Jüngling
 Apollon!
 Furchtbar klinget dein Bogen von Silber den Unge-
 heuern:
 Aber süß und melodisch ertönt die goldene Lyra, 5
 Wenn in dem Lorbeerwald, der parnassische Gipfel um-
 rauschet,
 Hoch du thronest, von Musen umringt, an Kastalia's
 Quelle,
 Wo dem grünenden Rand entblüh'n die purpurnen
 Blumen.
 Aber ihr selber entsendet die Blume der ewigen Schön-
 heit
 Unter der Menschen Geschlecht, und hellt das däm-
 mernde Leben. — 10

„Töne den Herrlichen hoch, Gesang, am strahlenden
Morgen!“

Freundlich naht der Lenz: er schwebt im röthlichen
Dste

Von dem blauen Gebirg' herab; da grünnet die Au' ihm
Froh, und das Thal; neu sprosset der Hain, und silbern
in Blüthen

Stehen die Bäume der Flur, die jungen Blätter des
Weinstock's 15

Lächeln, im nahen Gesträuch' erschimmern blaue Viole,
An dem hüpfenden Bach die Primel und schneeige
Blümchen,

Und goldfarbig auf Wiesen der Krokos, bald auch eröffnet
Sich mit lieblichem Duft die hundertblättrige Rose.

Farbige Schmetterlinge durchschwärmen die Gärten,
und fröhlich 20

Summet die Biene: Gesang ist alles, im leuchtenden
Aether,

Auf dem blühenden Land, und über der rauschenden
Woge.

Zauberstimmen erheben, vereint mit Dryaden des
Haines,

Goldne Najaden am kühlenden Born, und flüchtigen
Reihntanz

Weben sie dort; da tritt hervor aus moßiger Fels-
flust 25

Pan, und stimmt die Syring' in wehender Fichten Um-
schattung.

Er begeistert die Flöte der Schäfer, die tönnet in frohes
Heerdengebrüll und den Chor lautjubelnder Lerchen und
Finken

Durch Gebüsch' und die Luft umher; wenn aber die
Lieder

Reizender Schäferinnen erschallen, dann klopft die
Regung 30

Warm das Herz; auf begrüneter Matt', am rieselnden
Bache,

Weilen, in Lieb' umschlungen, der Hirt und das Mäd-
chen, es wiegen,

Flötend von laubiger Buche, sie Melodien Adons,
Und dem lieblichen Klang' vereint sich der Zephyre
Säufeln.

Auf dem Hügel, wo eilet der Quell hinab in begraste 35
Erlentristen, hat sich harmlos gelagert ein Dichter,

Der, von den Musen geweiht, dort singet den Hö'n und
 der Waldflur,
 In die Saiten der Laute die Lieb' und Wonne des Früh-
 lings. —

„Töne den Herrlichen hoch, Gesang, bei Helios
 Gluten!“

Bald nun weicht der West dem schwül anwehenden No-
 tos, 40

Und es tritt der Sommer einher, im Kranze von
 Blumen,

Noth und blau, die unter den hochgeschossenen Aehren
 Blüh'n; es neiget die Luft sich heißeren Strahlen der
 Sonne,

In der einsamen Flur verhallt die Stimme der Vögel,
 Und es tönt nur Grillengeschwirr im weißen Gefilde. 45

Bald ist reger das Feld: denn hell erklinget die Sichel
 Munterer Schnitter, es fällt die Gabe der blonden De-
 meter

Bei dem freudigen Erntegesang, und stattliche Rosse
 Sieh'n schon nach dem Gehöft den schwer belasteten
 Wagen;

Sauchzend folget der Zug der braunen Schnitter und
 Binder, 50

Mit den blühenden Mädchen: als Erntekönigin lächelt
 Unter dem bunten Kranz die Schönste herab von den
 Garben. —

Aber der Hirt entweicht dem glühenden Tag in die Wal-
 dung,

Und es ruhet um ihn die Heerd' im Schatten der Ulmen.
 Dorten weilet auch gern der sinnende Barde, be-
 freundet 55

Ländlichen Göttern: er wandelt durch grüngewölbete
 Gänge,

Tief in den Hain, wo die Taub' in Liebe klagt, und der
 Grünspecht

Einsam hauset, wo rings die mächtigen Eichen der
 Vorzeit

Schauerlich breiten die Aest', und wo der schilf'ige Teich
 ihm

Kühle wehet von hangender Weid', und lechzend dem
 Ufer 60

Maht das flüchtige Reh aus Haselsträuchen; dort sitzt er
 Auf dem moßigen Stein, und regt die silberne Harfe.

Heilige Träum' entschweben des Waldes Dunkel, es
hebt sich

Zu dem Aether empor die Flamme der hohen Betrachtung;
Denn er denket entflohene Zeit, entschlummerte Lie-
ben, 65

Und unerforschlichen Gang des Schicksals, welchen die
Gottheit

denkt; es tönen die Saiten in Wehmuth: tröstend die
trübe

Seel' erhebet zum lichten Gesild ihn göttliche Ahnung. —
Manchmal häufen sich auch die schwülen Dünst' in der
blauen

Luft, und schwarzes Gewölk steigt dort am fernen Ge-
birg auf; 70

Bebend suchet sein Nest der Vogel, die Höle das Wald-
thier.

Horch! Schon rollt Zeus Donner, und, schnell anna-
hend, mit Krachen

Lobet er laut; es schlängelt sich Feuer am glühenden
Himmel,

Und ein Regen entrauscht: da preist, im Sturme der
Schöpfung,

Hoch die donnernde Macht der Dichtung Harfe; doch
milder 75

Tönet ihr Lied, wenn nun das Gewölk sich theilet, der
Sonne

Glanz mit Segen erfreut die Flur, und der lieblichen
Fris

Farbiger Bogen verschönt die Au und grünenden Hü-
gel. —

Hold erscheint die Nacht, weil Thau erfrischt das
Blachfeld

Und den Garten, da nur der nächtliche Vogel Athenes 80
Ruht im Epheugemäuer, und fern' im dunstigen Moor-
grund

Lichter hüpfen dahin, umgaufelnd die Schritte des
Wandrer's.

Dann auch geht der Säng'er zur duftenden Laube von
Geisblatt,

Und ihm dünket, daß goldene Stern' am blauen Ge-
wölbe

Himmlichen Klang entsenden, der bald zu denkendem
Ernste, 85

Bald zu erotischer Lust, erweckt die traulichen Lieder.

„Töne den Herrlichen hoch, Gesang, wenn Hesperos
funkelt!“

Geho färbet sich bunt das Laub, und einzelne Blätter
Fallen herab: es wandelt der Herbst im streifenden
Nebel

Durch das Gesild; da ziehen der Au geflügelte Sän-
ger 90

In das sich're Gehölz, nach Süden die klappernden
Störche,

Und im geordneten Flug der Kraniche krähende Schaaren.
Gegen den saufenden Wind kämpft an der schwebende
Falke.

Hoch auf schmettert das Horn, und ruft im Haine der
Echo;

Dort erschallet Gebell der Bracken, es eilen dem Wild
nach 95

Männer mit blankem Geschoß, und Haiden durchtobet
der Jagdsturm. —

Wenn ein sonniger Tag nun mild erhellet die Baumflur,
Kommen die Ernter des Obstes heran mit Leiter und
Körben,

Brechend die saftige Frucht; es fallen der klopfenden
Stange

Krauhe Kastanien, und in der grünlichen Hülle die Wall-
nuß. — 100

Fern' auf geschorener Wiese noch irrt, am rauschenden
Bache,

Blöckend die Heerd', und ernst hinpfeifend wandelt der
Schäfer. —

Aber ein Jubel erschallt dorthier vom goldenen Hügel,
Wo mit grauendem Morgen die Schaar der Leser hinan-
zog.

Emsig pflücken sie hier nektarische Trauben, gestam-
pft 105

Sind in der Kufe schon Beeren, und fröhlicher Dirnen
Gesänge

Tönen, dem Bass der Winzer vereint; des freut sich der
Dichter,

Und er singet im laubigen Gang ein munteres Herbstlied,
Wo ihm verschämt ein Kuß der lieblichen Winzerin
Lohnet.

Als er von neuem beginnt, zu loben in rascher Begei-
st' rung 110

Ihn, den Spender' der Wonne, den jugendlich frohen
und starken

Gott Lyäos, erscheint urchlöblich im heiligen Glanze
Ihm die Gegend umher: es schallen melodische
Flöten,

Und das Phrygierhorn, Krotal' und Tympanon don-
nernd.

Selber nahet im Kranze von Epheu der Schwinger des
Thyrsos 115

Auf dem strahlenden Wagen, mit feurigem Tigerge-
spanne,

Ueber das Nebengefeld, Silenos im seligen Rausche
Folgt, und muthiger Satyre Schwarm, mit fliegenden
Locken

Tanzen Mänaden des Helden Triumph in geschlungenem
Chorrhein;

Und es mischt sich der Sänger dem Zug: dithyrambische
Lust tönt 120

Hoch, wie an Chios Gestad' und im rauschenden Haine
Tymolos. —

Doch schon glühet die Nöthe des Abends über den Berg-
höh'n,

Und die Herbstser entellen zur Wohnung; feuriger Most
schäumt

Aus der knarrenden Kelter, und jetzt nach vollendeter
Arbeit

Sammelt sie Scherz und Spiel; man neckt den ver-
mummelten Gaukler, 125

Lustiger Tanz beginnt, und der kleine Sohn Aphrodites
Schnellt süßbittere Pfeil' ungesch'n, und lachet der
Arglist.

Ihrer Freude noch leuchtet die Fackel der holden Selene,
Wenn sie im sanften Glanz am Aetherbogen hinauf-
fährt. —

„Töne den Herrlichen hoch, Gesang, bei nächtlicher
Stille!“ 130

In dem zottigen Fell des Bären entschreitet der Winter
Nun dem eisigen Thal der Rhivä'n; es schmücket bereifte
Locken von Immergrün ein Kranz: da eilet voran ihm
Boreas wild, es wecket sein Ruf die brausenden Stürm'
auf;

Ihrem nordischen Hauch verwelkt das Gras, und die
Blumen 135

Sinken, auf naktem Baum nur schreit der heifere Nabe.

Hed' ist Ager und Flur; es ruht das brüllende Hind nun,
Mit dem wolligen Schaf' und der Sieg', im wärmenden
Stalle.

Hirten in traulicher Hütt' umsien das flackernde Feuer,
Denkend im frohen Gespräche der vorigen Lust auf der
Waldtrift, 140
Und oft scherzen bei ihnen die Mädchen an zierlicher
Spindel.

Nimmer ist freudenleer der Winter: die Blume des
Frostes

Schimmert, im silbernen Reif erglänzen Hügel und
Fläche;

Auf den Fuchs dort lauert am Busch' der Jäger, und
dort fährt

Gauchzend im flirrenden Flug auf kristallener Wiese der
Schlittner. — 145

Auch nicht hemmet der Frost den Sohn der Dichtung:
er eilet

In die freie Natur, und schweift im Haine der Tannen,
Sammelnd mancherlei Bilder; wenn aber vom Himmel
die Flocken

Häufiger fallen herab, im Sturme der Reiter vorbeifliegt,

Und sich in trübereu Duff die Gegend hüllet, dann
 fucht er 150

Wieder die fchirmende Hall: er denkt an der Flamme des
 Heerdes

Dann, was ihm Phantafie gefpendet, und lebt mit den
 Sängern

Edler Zeiten, die nimmer an Kraft und Schönheit er-
 reicht find,

Hört mäonidifches Harfengetön' und lesbifchen Wohl-
 laut,

Attila's Harmonieen zu Scherz und erhabenem Schau-
 fpiel, 155

Auch das hirtliche Rohr fyrakuffifcher Auen: bei
 trauter

Lamp' in der heiligen Nacht fchwebt dann fein begeister-
 tes Lied auch.

Manchmal fikt er vereint mit fokratifch = fröhlichen
 Brüdern,

Wann Dionyfos Trank hoch dampft, bei Red' und Ge-
 fängen;

Glücklich, fteht er im Kreis den wahrhaft innigen Freund
 dort, 160

Glücklicher noch, wenn lächeln die Blicke der liebenden
Freundin. —

Ihr, Pieriden, schafft mit holdem Gebild des Ge-
weiheten

Luf, in euerem Reich, das ewige Blüten umwinden,
Ahnet er schon den Tritt des bald ankommenden Lenzes. —

Heil euch, freundliche Musen, und herrlicher Phö-
bos Apollon! 165

Lenke das silberweiße Gespann von Schwänen, Erhabner,
Oft nach unserer Flur! Des Helikons liebliche Jung-
frau'n,

Maht im göttlichen Reih'n mit Nymphen der tempi-
schen Thale!

D laßt blühen die Wonn' arkadischer Saine dem Dichter,
In der Jugend, und auch im Schnee der Jahre, daß
immer 170

Freue sein Lied, erhebend, Natur! dein Zaubergemälde,
Stärk', und selige Lieb', und der Chariten Gabe, die
Anmuth:

Denn mit den Chariten sind die Musen im heiligen
Bunde;

Ihnen werde zugleich mit Ros' und Myrthe gehuldigt.

Karl Weib.

L o g o g r y p h.

Ihn, den Kalliope kränzte mit ewig grünendem Lorbeer,
 Ihn, der Liebling Apolls, nennen zwei Silben dir
 schon.

Wandle die Stelle der Sylben mit Phantasus goldenem
 Stabe,
 Und du erblichest die Stadt, wo der Gefeierte sang.

Erhard Christian Eccard.

Probescene aus den Bärenrittern.

Posse in zwei Akten.

Von

Justinus Kerner.

Personen:

Don Eusebio.

Donna Klara, seine Nichte.

Don Louis, ihr Geliebter, auftretend als:

Der Bär.

Don Pedro,

Don Manuel,

Brigida, Dofe.

Diego, Diener des Eusebio.

} Landsunker und verschmähte Liebhaber.

(Die Scene ist Don Eusebio's Landsitz in den Pyrenäen.)

Dritte Scene.

Don Eusebio (ruft im Hereintreten.)

Diego! Diego!

Diego.

Gnädiger Herr?

Eusebio.

Wo ist meine Nichte?

Diego.

Sie hat sich schon in ihre Zimmer begeben.

Eusebio.

Gut, so hindert sie mich nicht in meinen Anstalten. Denke, Diego! gerade wollt' ich auf meinem Abendspaziergang in die Pinienallee treten, als ich den fürchterlichen Bären, der seit mehreren Tagen die Gegend unsicher macht, den Garten herabkommen sah. Nicht einmal in meinem Garten soll ich mehr Sicherheit haben. Die Unverschämtheit ist zu groß.

Diego.

Der Bär hat Euch doch nichts gethan?

Eusebio.

Du kannst Dir vorstellen, daß ich seine Ankunft nicht abwartete. Ich sprang dem Teiche zu, rettete mich

in den Kahn und trieb eine gute Weil' auf offner See herum, bis ich das Ungethüm entfernt glaubte. Hierauf eilt' ich dem Schlosse zu, und ließ die Brücke aufziehen und die Thore schließen. Das Schloß ist von nun an im Belagerungsstand. Dich ernenn' ich zum Commandanten der Festung.

Diego.

Große Gnade!

Eusebio.

Gib den Knechten Befehl, daß sie die Mauer besteigen und sich an die Brustwehren stellen!

Diego.

Gnädiger Herr! das geht nicht an. Die Mauer ist so morsch und hängt so sehr gegen den Graben hinab, daß sie zusammenbrechen würde, wenn sich nur eine Taube darauf setzte.

Eusebio.

Nun so sollen sich die Knechte mit Stangen hinter die Mauer stellen und, sobald der Bär herankommt, sie auf ihn hinabwerfen; es fehlt uns doch an grobem Geschütz.

Diego.

Ganz nach Eurem Befehl.

Eusebio.

Auf wie lange sind wir mit Proviant versehen?

Diego.

Wenigstens auf drei Monate, wenn aber die beiden Junker kommen, nach denen ihr um Hülfe geschickt, höchstens drei Wochen.

Eusebio.

Nun, wenn diese kommen, ist uns auch geholfen. Nach meiner Berechnung können sie in einer Stunde hier seyn. Aber gehe hinauf und richte die Uhr vor, damit sie eher eintreffen!

Diego.

Sie geht ohne dieß immer vor.

Eusebio.

Es wäre doch räthlich, wir lernten unsern Feind ein wenig kennen. Er läßt sich wohl am besten ausspioniren, wenn wir in der Naturgeschichte nachschlagen. Such' einmal den Artikel: Bär auf.

Diego (langt Raff's Naturgeschichte vom Brett und liest:)

„Bären gibt's zweierlei, Landbären und Wasserbären.“

Eusebio.

Gut, daß es kein Wasserbär war! sonst wär' er mir nachgeschwommen.

Diego.

„Die Landbären leben immer auf dem Lande.“

Eusebio.

Ja wohl auf dem Lande! Wären wir doch in der Stadt geblieben! da wird solches Ungeziefer nicht geduldet.

Diego.

„Der Landbär ist ein träges, brummiges Thier, frisst Honig und Milch, Getraide und Obst —“

Eusebio.

Wehe! wie wird es um meine Bienenstöcke, meine Felder und Gärten stehen!

Diego.

„und allerhand kleine Thiere, und fällt auch, wenn er geschlagen oder sonst böse gemacht wor-

den, Menschen an und zerreißt oder verwundet sie tödtlich.“

Eusebio.

Tödtlich! Es soll ihn ja niemand schlagen oder sonst böse machen!

Diego.

„wird 20 bis 25 Jahr alt —“

Eusebio.

Hilf Himmel! Auf so lange Zeit sind wir nicht mit Proviant versehen.

Diego.

„und bringt alle Jahr 3 bis Junge zur Welt.“

Eusebio.

Das ist noch das Schlimmste, so hätten wir ja in 20 Jahren ein ganzes Hundert Bären auf dem Halse. Ihr Engel des Himmels, behütet uns vor diesem Gräuel.

Diego.

„Die Nussen essen das Fleisch des Bären mit großem Appetit.“

Eusebio.

Ei! welch' verwegenes Volk!

Diego.

Der Himmel hat Euer Gebet erhört, ich höre Hufschlag. Die Junker werden gekommen seyn.

Eusebio.

Der Herr sey gelobt!

V i e r t e S c e n e.

Die Vorigen. (Don Pedro und Don Manuel treten ein.)

Eusebio.

Willkommen! edle Junker! Meinen innigsten Dank für die Bereitwilligkeit, womit Ihr in dieser großen Noth mir zu Hülfe eilt!

Pedro.

Ich bin allzeit bereit, meinen Arm einer Familie von so gutem Adel zu leihen.

Manuel.

Ich meinerseits werde alle Kräfte meines Verstandes aufbieten, dem reichsten Edelmann des Landes zu dienen.

Eusebio.

Eure Dienste sollen nicht unbelohnt bleiben, ich habe demjenigen, der mir die Haut des Bären bringt, die Hand meiner Nichte gelobt, wie der Anschlag am Burgthor öffentlich zu erkennen gibt.

Pedro.

Eurer Nichte? einer Dame von so hohem Stande!

Manuel.

Von so großem Vermögen!

Eusebio.

Der Lohn ist groß, aber das Unternehmen auch sehr gefährlich. Ich würde selbst diesen Feldzug mitmachen, wenn es meine geschwächte Gesundheit erlaubte. Ihr wißt vielleicht nicht, daß ich in meiner Jugend bei der großen Detirade gedient habe und einer der ersten war. Seit dieser Zeit hat die Schwindsucht bei mir angefangen.

Pedro.

Ihr würdet gewiß auch in meinen Muth keinen Zweifel setzen, wenn Ihr wüßtet, mit welchen Gefahren die Reise hierher verbunden war.

Eusebio.

Ist Euch wohl gar der Bär selbst begegnet?

Pedro.

Wir sahen ihn zwar nicht, hörten aber ein beständiges Brummen an der Seite des Wegs.

Manuel.

Auch fanden sich im Sande unbestreitbare Spuren von Bärentrittten.

Pedro.

Sa! wir hörten stets ein Brüllen;
Waren oftmals so verwegen,
Fochten leise mit den Degen,
Uns mit Kraft und Muth zu füllen.

Manuel.

Oft auch mit gezognem Schwerte,
Denn es war hier nicht zu trauen,
Seht' ich mich verkehrt auf's Pferde,
Pedro mußte vorwärts schauen.

Pedro.

Auch daß weder Frosch noch Grille,
Noch ein andres Thier uns täuschte,

Spielten wir den Athem stille,
Schauteu oftmals durch die Fäuste.

Manuel.

Nicht zu werden seine Speise,
Wenn er wo in Klüften sitze,
Bogen wir die Füße leise
Aufwärts an die Sattelspitze.

Pedro.

Tapfer haben wir als Ritter —

Manuel.

Listig auch uns durchgewunden.

Beide.

Und vom Bär wär' nicht ein Splitter,
Hätten wir ihn nur gefunden.

Eusebio.

Nun denn, ihr wackern Ritter! wie gedenkt ihr
über den Bären Meister zu werden?

Manuel.

Ich hoffe ihn durch List zu bestegen.

Eusebio.

Und wie denn?

Manuel.

Dies muß ich vor der Hand geheim halten, nur so viel kann ich Euch entdecken, daß ich einige entlehnte Schlingen in der Tasche führe, und daß ich eine leere Büchse mitgebracht, die ich Euch mit Honig und Branntwein füllen zu lassen bitte. Es ist für Euch ein geringer Kosten und wird ungemein zum Zwecke dienen.

Eusebio.

Ich will es daran rücken. Fülle die Büchse, Diego!

(Diego geht mit der Büchse.)

Aber Ihr, tapferer Don Pedro! wie wollt Ihr der Beute beikommen?

Pedro.

Wie es einem Ritter ziemt, im offenen Kampfe. Ich werde, wenn Ihr es erlaubt, an der Spitze Eurer Dienerschaft gegen den Bären ausziehen.

Eusebio.

Von meinen Dienern wagt sich längst keiner auf hundert Schritte vom Schlosse weg. Meint Ihr, ich

würde sonst einen so hohen Preis, wie die Hand meiner Nichte, auf die Haut des Bären gesetzt haben?

P e d r o.

Das ist ein mißlicher Umstand.

E u s e b i o.

Eines kann ich Euch jedoch zusagen: wenn Ihr um guten Rath verlegen seyn würdet, so kommt nur allemal vor die Mauer des Schlosses! Ich werd' Euch jedesmal aushelfen, wenn der Fall nicht zu intrikat ist und den Kopf zu sehr anstrengt.

P e d r o.

Ich erkenne dies mit vielem Dank, doch hab' ich noch eine Bitte. Da ich in der Eile nur diesen leichten Degen anschnallte, so wünsch' ich, aus Eurer ohne Zweifel wohlversehnen Kistkammer, mich besser armiren zu dürfen.

E u s e b i o.

Das kann geschehen. Diego!

Diego kommt mit der Büchse, die er Don Manuel überreicht.)
Sieh einmal nach im Gewehrkasten, und hole, was von Waffen vorhanden ist!

Diego.

Wie Ihr befehlt.

(Er tritt an den Kasten, schiebt einen Vorhang zurück und langt Helm und Panzer heraus.)

Pedro.

Schön! schön! schnelle mir den Panzer an, Alter! setze mir den Helm auf! Der Bär wird sich doch verwundern ob dem hohen Federbusch.

(Diego bringt einen Schild, einen Speiß mit einer Fahne und ein Schwert.)

So! den Schild an den linken Arm! da wird der Bär zu fauen haben. Den Speiß stecke hier in den Stiefel! Diese Fahne mit Eurem hochadelichen Wappen, Don Eusebio! wird mich zu großen Thaten begeistern. Sie war wohl bei der großen Retirade?

Eusebio.

Allerdings! und auch nicht einen Nis hat sie davon getragen.

(Diego will das Schwert wieder in den Kasten tragen.)

Pedro.

Diego! wo willst Du mit dem Schwert hin?

Diego.

Ich sah, daß Ihr schon eines habt.

Pedro.

An der linken Seite ja! Schnalle dies an die rechte!

Diego (für sich)

Das heißt ja wohl mit Gewalt der Waffen.

(Er bringt eine Flinte und ein Paar Pistolen.)

Pedro.

Die Flinte hängst Du mir auf die Schulter, die Pistolen steckst Du in meinen Gürtel. Sie sind doch nicht geladen?

Diego.

O ja! sie sind's.

Pedro.

Aber sie gehen doch nicht los?

Diego.

Bei Euch schwerlich. Nun aber ist nichts mehr im Kasten, als eine Trommel.

P e d r o.

Nur her! man kann Alles brauchen; es gehört zur vollständigen Rüstung.

(Diego bringt die Trommel.)

Hänge sie mir um! Ich weiß, daß die Trommel sehr dazu dient, den kriegerischen Muth zu erhöhen.

(Er marschirt trommelnd im Saal herum.)

Doch ich will inne halten, damit ich meinen Muth nicht vor der Zeit aufzehre.

(Diego lacht.)

P e d r o.

Was lachst Du, alter Kahlkopf?

D i e g o.

Ihr solltet mich jetzt nicht Kahlkopf schelten. Wißt Ihr nicht die Geschichte vom Propheten Elisa?

P e d r o.

Ach! lieber Diego! es war nur Scherz; Du hast im Ernste noch mehrere Haare auf dem Kopf.

(Donna Clara tritt ein. Manuel verbeugt sich. Pedro begrüßt sie mit Trommelschlag.)

Clara.

Welch' kriegerisches Getümmel in diesem Schlosse!

Eusebio.

Du siehst hier die wackern Junker bereit, gegen den Feind zu ziehn. Du weißt, daß ich dem, der die Bärenhaut zurückbringt, Deine Hand gelobt.

Pedro.

Seyd gegrüßt, edle Dame! Wie seyd Ihr so ehrwürdig, das hohe Alter zeigt sich in allen Euren Zügen.

Clara.

Mein Gott! ich bin doch erst sechzehn Jahr alt.

Pedro.

Ich meine das hohe Alter Eurer edeln Familie, Eure sechszehn Ahnen. Ach! wie glücklich würd' ich seyn, wenn ich an Eurem hochadelichen Stammbaum hinaufklettern dürfte!

Manuel.

Darf auch ich mich, werthe Dam'!
Euch zu Füßen legen?

Euer Antlich sollte man
Auf Piaster prägen.

Eusebio.

Wenn Ihr meine Nichte schätzt:
Dank der großen Gulden!

Manuel.

Wie sie da steht, schätz' ich sie
Auf ein Tausend Gulden.

Eusebio und Clara.
Auf ein Tausend Gulden!

Manuel (zu Eusebio.)

Schaut nur ihren Hals allein,
Mit der Perlenschlinge,
Und ihr liebes Fingerlein
Mit dem Demantringe!
Wahrlich ja! ich schätze sie
Auf ein Tausend Gulden.

Eusebio.

Es freut mich sehr, daß Euer Sinn

Sich zum Soliden kehret.
 Der Jugend Reize schwinden hin,
 Metall und Stein nur währet.

Clara.

Und liegt auch da die todte Braut,
 Die Lippen blaß und Wangen:
 Noch blühen auf der bleichen Haut
 Die lichten Stein und Spangen.

Manuel.

Wohl sucht' ich einst ein Liebchen hold,
 Hold wie es Dichter singen:
 Die Haare von Dukatengold,
 In langen vollen Ringen.

Von glühendem Rubin den Mund,
 Mit feinen Perlenzähnen,
 Die Augen mit Saphiren rund,
 Sammt ächtdemantnen Thränen.

Ich wähnt' in manchem schönen Bild
 Mein Ideal zu schauen.

Doch weh dir Armen! der du willst
Auf Dichterträume bauen.

Alle Drei.

O weh dir Armen! der du willst
Auf Dichterträume bauen.

Ein Bedienter (tritt ein)

So eben ruft der Thürmer, daß er den Bären in der
Nähe des Schlosses entdeckt habe.

(Sie fahren Alle zusammen.)

Eusebio. (nach einer Pause.)

Unbesonnener Junge! wie oft hab' ich dir gesagt,
daß Du mit solchen Schreckensposten nicht so plötzlich
herausplätzen sollest!

Diego.

Beinahe hätt' uns der Bär auf tausend Schritte um-
gebracht.

Don Pedro (trommelt, sodann:)

Nun hab' ich mir Muth geholt. So lebt denn wohl,
Don Eusebio! lebt wohl, edles Fräulein! mit der Bären-
renhaut sollt Ihr mich wiedersehn.

Ich will als neuen Herkules
 Mich vor der Welt verklären.
 Der alte hat den Leu'n erlegt,
 Nun ist die Reih' am Bären.

Wie werd' ich stolz das Bärenfell
 Um meine Schultern falten!
 Doch bring' ich's meiner Dymphale,
 Sie darf mir nicht erkalten.

An ihrem Hocken will ich dann
 Die feinsten Fäden ziehen.
 Wie süß ist solch ein häuslich Glück
 Nach großen Heldennühen!

M a n u e l.

Ich zieh', ein zweiter Jason, aus,
 Ein Ungethüm zu würgen.
 Die Büchse hier mit Zaubertrank
 Kann mir den Sieg verbürgen.

Wohl werd' ich eine Zauberin
 Als Braut nach Hause bringen,

Und jenes edle Bärenfell
Als goldnes Blietz erringen.

Eusebio. Clara. Diego.
O große, thatenschwere Zeit!
Was kann man nicht erleben!
Daß Herkules und Jason heut'
Nach Einem Preise streben.

Alle Fünf.
Daß Herkules und Jason heut
Nach Einem Preise streben.

Pedro.
Noch Eins, Don Eusebio! Sollte je das Schicksal
verhängt haben, daß ich im rühmlichen Kampfe bliebe,
so laßt Euch die Sorge für mein Begräbniß empfohlen
seyn!

Diego.
Dafür wird der Bär sorgen, der Euch in seinen Ma-
gen begräbt,

Pedro.
Sollte aber nachher der Bär erlegt werden, so legt

diesen in meiner Rüstung unter feyerlichem Glockengeläut' in die Gruft meiner Väter! Denn er hat dann Fleisch von meinem Fleisch, und Blut von meinem Blute.

Eusebio.

Euer letzter Wille soll mir heilig seyn.

Maurer - Gesang. 1812.

Uns' res Tempels Gründungsfeier
 Sammelt heut die Brüderschaar.
 Froher schlug die Brust und freier,
 Als das Werk gelungen war.
 Maurer! Dank sey euch gebracht,
 Die den Bauplan ausgedacht.

Kurze Frist nur ist veronnen,
 Seit des Orients Licht begann,
 Und schon mancher Lohn gewonnen;
 Stark schon, was sich schwach entspann.
 Laßt uns fröhlich weiter bauen,
 Fromm Jehova's Huld vertrauen.

Maurertempel ächte Weihe
 Giebt nur, was das Herz vermag.
 Liebe, bilde, hilf, verzeihe,
 Ruft uns jeder Arbeitstag.
 Einst gespendet nach den Reisen
 Wird der höchste Lohn den Weisen.

Uns' res großen Meisters Söhne
 Kennen sich an Griff und Wort.
 Und das Gute, Wahre, Schöne,
 Schließt die Kette um den Hort,
 Der der Maurer Brüderschaar
 Stets im Bunde heilig war. —

Last durch dreimal drei uns grüßen,
 Wer die Weihe ächt empfing.
 Auch die Schwestern laßt uns schließen
 In des Grusses Freudenring.
 Maurerherz schätzt Frauenwerth,
 Der die Kraft zum Gutseyn nährt.

Sey die Arbeit nun geschlossen
 Bei sokrat'schen Mahls Genuß.
 Königlicher Kunst Genossen
 Reichet euch den Bruderkuß.
 Möge dieser Tempel wahren,
 Uns' res Bundes Ruhm zu mehren!

A. Friederich.

T h e o p h a n i e.

Welche Wunderstimmen schallen
 Aus der Lüfte blauen Hallen
 In mein wonnebebend Ohr?
 Sind es Götter vor'ger Zeiten,
 Ist's ein hoher Engelschor?
 Mächt'ge Wesen seh' ich schreiten,
 Glänzend wallen sie dahin;
 Schwindend in der Himmel Weiten,
 Läßt bezaubert mich ihr Ziehn.

„Ewig ist mein Wunderwirken,
 Ewig in des Lichts Bezirken,
 Ewig in dem Reich der Nacht. —
 In des Aetherglanzes Hülle
 Sahst du meiner Boten Macht,
 Deren ew'ge Lebensfülle,
 Deren überird'sches Licht
 Mein allgüt'ger Schöpferwille
 Einst auch deinem Geist verspricht.“

„In des Herzens heil'ger Stille,
 Durch des Weltalls Lebensfülle,
 Durch der Seher weisen Mund,
 Auf des Bergs umblickten Höhen,
 That ich mich den Vätern kund;
 Aber stets schuf ihr Vergehen
 Nied'rer Götter irren Wahn;
 Ihrer eignen Thorheit Wehen
 Klagte mich ihr Frevel an.“

„Strafen sandt' ich, sie zu schrecken,
 Geistgeweihte, sie zu wecken;
 Aber immer sank ihr Blick
 Auf des Wahnes Truggestalten,
 In des Irthums Nacht zurück;
 Sah' nicht, mit allgüt'gem Walten,
 Mich im Liebesruf der Pflicht
 Ihres Schicksals Bügel halten,
 Ihres ew'gen Seyns Gericht.“

„In des geist'gen Daseyns Tiefen
 Zeige du der Weisheit Prüfen,
 Neuenthüllt das Himmelsband,

Das um Erden und um Sonnen
 Meines Geistes Abglanz wand,
 Das, dem ew'gen Seyn entronnen,
 Meiner Schöpfung All umwebt,
 Und zu immer höhern Wonnen
 Jedes heil'ge Streben hebt.“

So ertönten mir die Lüfte,
 Als die wundervollen Düfte,
 Aufgelöst in Himmelslicht,
 Meinen Blicken sich enthoben,
 Und erwacht dem Traumgesicht,
 Sah ich, wie erhellet von oben,
 Mit der ew'gen Liebe Glanz,
 Mit der Gottheit Strahl durchwoben,
 Aller Welten Blütenfranz.

Wie zu Weisen sie sich neigte,
 Erd'schen Augen Geist'ges zeigte,
 Wie sie, Völker zu erzeh'n,
 Ihre Himmelsboten sandte,
 Menschenföhne, heilig kühn,
 Für der Menschheit Wohl entbrannte,

Glänzend sie der Gruft entthob,
 Sah ich staunend, und erkannte,
 Was des Glaubens Kränze wob.

Die den trüben Blick umwanden,
 Erd'scher Blindheit Nebel schwanden,
 In des Geistes Seherglüh'n
 Durft' ich jene Palmen schauen,
 Die des Geist's Entfess'lung blüh'n;
 Aus der Gräber düster'm Grauen
 Lächelten mich Engel an,
 Und auf Erd- und Sphären-Auen
 Flammte vor mir ew'ge Bahn.

J. G. Schweighäuser.

Sängers Rückkehr.

Der Sänger zog von Land zu Land
Mit seiner Harfe in der Hand;

Er schiffte auf den Wogen
Wohl weit hinein ins wilde Meer,
Doch fand der Sänger nimmermehr
Ein Liebchen ihm gewogen.

Er sah der Auen frisches Grün
Inmitten d'rin die Blumen blüh'n,
Er sah die Sterne blinken
Durch das smaragdne Blüthendach
Der Bäume, doch war Sehnsucht wach —
Ihr an die Brust zu sinken.

Er kamm auf steiler Felsenbahn
Kühn zu des Nares Horst hinan;
Er eilte abwärts wieder
Mit neuem Muth in's stille Thal,
Und hauchte seine Liebesqual
In sanfterklung'ne Lieder.

Er stand am silberklaren Bach
 Und sah dem Wogenspiele nach
 Und ruft: „Dürst' ich euch Klagen,
 Ihr Wellen, was mein Herz ersehnt,
 Ihr Wellen, wenn ihr Leiden kennt:
 Woll't hin zu ihr mich tragen!“ —

So zog er hin von Land zu Land
 Mit seiner Harfe in der Hand
 Und sang und klagte immer:
 „Ich finde nirgends Trost und Ruh!“ —
 Da kispelt ihm ein Engel zu:
 „Wohl in der Ferne nimmer!“ —

Und er erschaut im Lichtgewand
 Vor ihm der Heimath friedlich Land
 Dem Nebelsthor entsteigen: —
 „Seh mir gegrüßet Vaterland,
 Das ich so herrlich wiederfand,
 Dir soll mein Lied nicht schweigen!“ —

D'rauf zu ihm tritt in Morgenschein,
 Wie eine Heil'ge still und rein,

In zartem Frühlingsprangen,
Die Jungfrau fromm und sittig hin
Und lohnet seinen treuen Sinn,
Sein liebendes Verlangen.

Und frei und froh war seine Brust,
Die Harfe klang zur Liebeslust
Mit froh gegriff'ner Saite,
Was fern gesucht, Er nah sich fand;
Und nimmer zog's vom Vaterland
Ihn trügend in die Weite.

W. H. Millauer.

Auf eines Freundes Hochzeit.

Wenn man von solcher Liebe singet,
 Die schon die junge Knospe liebt,
 Weil sie ihr Seherblick durchdringet,
 Und ahnt, was einst die Blüthe giebt;

Die dann mit sicherm Vertrauen
 Sich losmacht von dem zarten Reis,
 Und geht, die weite Welt zu schauen,
 Sorglos bis an des Nordmeers Eis;

Gewiß, daß nie die Glut erkaltet,
 Die innre, noch die Treue wankt,
 Und daß die Blume still entfaltet,
 Sich auf, auch an dem Fernen rankt;

Von einer Liebe, die gedeihet
 Bei allem Ernst der Wissenschaft,
 Die dieser ihre Schwingen leihet,
 Und sie durchdringt mit ihrer Kraft;

Bis sie den Eingeweihten fröhlich
 Zurückbringt in das Heimathland,

Wo er, in langem Staunen selig,
Mehr als die kühnste Hoffnung fand:

So aufgeblüht die süße Blume!
So ganz, so ganz und einzig sein!
In ihre tiefsten Heiligthume
Führt ihn die Treue lohnend ein. —

Wenn man von solcher Liebe singet,
So hört man's wie ein Märchen an,
Um das der Dichter Blumen schlinget
Als einen Traum und holden Wahn.

Du theurer Freund! ich darf dich fragen,
An den dies Lied gerichtet ist,
Du wirst vor aller Welt mir sagen,
Ob solches Wort erdichtet ist.

Und wenn Du selber wolltest schweigen
Von Deiner steten Liebesglut:
Des Gartens Bäume würden zeugen,
Wo Du an meiner Brust geruht.

Dort ward die Fülle Deiner Liebe,
Und Deiner treue vor mir laut,

Und hat dieselben reinen Triebe
Das ferne Norweg nicht geschaut?

Und hast Du glühend nicht getragen
Sie durch der kalten Angeln Land?
Und kann des Franzmanns Hauptstadt sagen,
Daß sie Dein deutsches Herz entwand?

Wahrhaftiges hab' ich gesungen!
Nimm, was die Muse mir vertraut,
Und lies es gern, den Arm geschlungen,
Um Deine Blüthe, Deine Braut.

Gustav Schwab.

Schiller und Marbach.

Gespräch.

(Aus dem Leben.)

Erster.

Der Zell ist wahrlich Schiller's Meisterstück,
 Ist nicht antik, romantisch nicht zu nennen;
 Der neuen Zeit, der in Geburtsweh'n längst
 Geängstet das Geschlecht entgegenharrt,
 Ein herrlicher Vorläufer wohl zu preisen.
 Da waltet reine, freie Menschlichkeit,
 Nicht in romantischer Gefühle Schlucht
 Versteckt, nicht in der eis'gen Atmosphäre
 Antiker Bildung gletscherhaft geronnen!

Zweiter.

Was schmählst du auf antike Gletscherluft?
 Wo weht sie reiner, kräftiger uns an,
 Als aus den Chören, die der Braut Messina's
 Von menschlichen Entwurfes Eitelkeit,
 Und von der Hoffnung trügerischem Grund,

Und von der Berge freiem Hauch entströmen?
 War je ein neuer Geist antik, ist Er's!

Dritter.

O weg mit diesem Zwitterwerk und Bastard,
 Das der moderne Zeus vermählet mit
 Der altkathol'schen Mutter Kirche zeugte!
 Gerade dies mißlungne Heidenthum,
 Das zeugt mir laut für den romant'schen Geist
 Des Dichters, dem Johanna's Bild entstieg,
 Dem aus der Tiefe sehnennden Gemüths,
 Aus jungfräulichem Schoos ein himmlisch Wunder
 Entsprang: die Liebe, die der Heiden Welt
 Nicht kennt, die erst der christgewordne Norden
 Heraufbeschwor aus jener andern Welt,
 Die in dem Menschen schlummert; — eine Thekla,
 Ein May und eines Toggenburgers Schmachten!
 Es lebe Schiller, der Romantiker!

Vierter.

Hört an, zum Zwischenspiel in eurem Streit,
 Den ich zu schlichten nimmer mir erkühne,

Den Schwank, den mir ein Bauer heut' erzählt:
 Hängst sritten Drei, und Alle hatten Recht.
 Der Eine sagte: Marbach liegt im Teich! *)
 Der Andre sprach: Im Ebenen liegt Marbach!
 Der Dritte: Was? auf einem Berge liegt's!
 Und drüber kamen sie sich in die Haare,
 Und prügelten bei'm Krüge sich auf's Blut;
 Und hätten sie sich recht verstehen wollen,
 Fürwahr, behalten hätten Alle Recht!

Erster.

Wie mag das seyn?

Vierter.

Kommst du herab vom Lemberg,
 Der mächtig über alle Hügel ragt,
 Von dem der Hauptstadt Thürme du und Straßen
 Auf sieben Stunden weit im Abendglanz
 Der Sonne leuchten siehst: nun ja, da liegt dir
 Das Marbach d'runten, als im tiefsten Thal;
 Und welcher sagte, Marbach lieg' im Teiche,

*) Schwäbisch für: Lese.

Der wohnte drüben hinter jenem Berg.
 Doch der da sprach: Im Ebenen liegt Marbach!
 Das wa ein Bürger von dem Dörstein links,
 Das sich am Fuße just des schönen Lembergs
 Rings in der Gegend sichtbar, freundlich lagert.
 Und grade war er durch das ebne Feld
 Gemächlich hin am späten Feierabend
 Gewalt, in Ruh sein Schöpplein einzunehmen.
 Der aber schrie, und poltert' auf den Tisch,
 Und zornig schwur, ein Glas dem andern nach
 Im Unverstand die Gurgel niederstürzend:
 Daß Marbach lieg' auf einem steilen Berg!
 Das war ein müder Handwerksbursch, und eben
 Mit seines schweren Reisebündels Last
 Von Ludwigsburg kam er heraufgekeicht,
 Und hatte zehenmal den Weg verflucht,
 Der sich an seiner Tagereise Schluß,
 Uneben und mühselig aufwärts windet.
 Wahr aber ist's, auf jenem schroffen Pfade
 Liegt Marbach hoch, wie eine Festung da.

Drob stritten diese Drei in Marbachs Schenke;
 Vergossen ward der Wein, es floß das Blut.

Zweiter.

Was aber soll das hier? Wer führt dich denn
Auf Marbach?

Vierter.

Marbach, das ist Schiller's
Geburtsstadt. —

Gustav Schwab.

Zwei Lieder

in niderschwäbischer Mundart.

1.

„Mer welle naus ins Haie gschwenn!
 Geh Ammereile, komm!
 Wammier es hatnt net tumme denn,
 So kommemer no' drum.

Nimsch net di'e schwäere Wolk in Acht?
 Gett! s' gräufelt der derbei?
 Geh numme hortig fort do gmacht
 Un zsamme grechelt s' Hai.

Guck! d' Sonn verschlupft se wärle scho'
 Un schwarz kommts unne ruff!
 O was! Wär nor der Hürgle do'
 Un ladet s' Hai mol uff!“

„Da kommt er wärklich s' Rheinle rum
 Un treibt fein Gaul net schlecht;
 Von alle Leut um uns dorum
 HENN mier de' beste' Knecht;

Er hat me ah scho' winke säe;
 Es isch nor neih' un io,
 So thut er um di'e Gerle drehe,
 Un isch voll beies do.“

„Komm, gawwel du, komm Ammeret!
 Un Färgle, du ladsch uff,
 Un lassetsich a'gläge sei,
 Sonsch regertses no' druff!

Gottob! s' Hai hemmer zsamme brocht,
 Un gleivoll ischs dehai'h;
 Feh word e dicke Milchsupp kocht.
 Horch! s' donnert hinnres drai'h.“

2.

Verwiche gehei s' Gäfle nah,
 I glaab im Zawedicht;
 Do laaft glei s' Noehbers Großer ah,
 Un gukt mer in mei' Gesicht.

Do werr i wie a Bündel roth,
 Un bleib doch vorrem steh';
 No werr i widder wie der Tod,
 Un fah' net weiter geh'.

N.

1.

ins Haie — zum Heumachen.

gschwenn — geschwind.

Ummereife — Anna Mariechen.

Wammier es — Wann wir uns.

denn — thun.

Gett — gelt.

numme und nor — nur.

wärle — wahrlich.

Järgle — Georg.

wärklich — so eben.

s' Rheinsle — Rand; hier kleine Erhöhung.

um uns dorum — in unserer Gegend.

henn mier — haben wir.

ah — auch.

neih' un io — nein und ja; Bezeichnung eines Augenblicks.

Gerle — Erlen.

voll beies — vollends bei uns.

gawweln — gabeln.

lassetsich a'gläge ic. — laffet's euch angelegen seyn.

regertsēs — regnet es uns.

hemmer — haben wir.

dehai'h — daheim.

binnres drai'h — hinter uns darein.

2.

gehni — gehe ich.

nah — hinunter.

im Tawedicht — in Gedanken, zerstreut (von taub und Dichtung.)

voren — vor ihm.

No — nachher.

~~~~~

## Fliegende Blätter.

Von

Fr. L. Bü h r l e n.

---

„Was mag wohl Brigitta denken, wenn sie in den Spiegel sieht? — sagte Adolf; — es ist doch ein Unglück um die Häßlichkeit!“

„Der Hammer mag, wenn wir es genauer betrachten, nicht so arg seyn“ — entgegnete ihm Lina. — „Umgekehrt wird auch die Schönheit ihrem Besitzer sehr oft zu einer Leidenquelle. Unser Herr Gott hat sich auch hier wieder allgütig in's Mittel gelegt, damit kein Mensch vor dem andern zuviel voraus habe.“

„Wie! — erwiderte Geyer — Schönheit, die empfehlende, willkommene, Vorschub thuende, die sich ihrer selbst freuende, sollte eine Quelle von Schmerzen seyn können?“

„O ja! — sagte Lina — und zwar nicht etwa blos durch zufällige Ereignisse, z. B. Nachstellung, Verführung, Gewaltthat ic., sondern ihrer Natur nach, indem sie ihren Inhaber zu stark auf's Aeußere, auf's Gefallen, auf Huldigungen, Siege stellt, statt daß der Minderschöne mehr auf's Innere und dessen siegende Macht gerichtet wird. Ueber dieses kann aber der Wille mehr gebieten, als über jenes. Ein schönes Mädchen, durch Huldigungen so leicht verwöhnt, wird über kurz oder lang die peinliche Erfahrung machen, daß sie diese oberflächlichen und wechselnden Genüsse mit ihrem tiefen wesentlichen Leben nicht in Uebereinstimmung bringen kann. Sie will geselliges Leben, und Einsamkeit wird ihr zur Qual; sie findet tausend Jünglinge, die sie lustwandelnd eine Strecke weit auf den Händen tragen, oder ihr Blumen streuen; aber sucht sie endlich einen jungen Mann, der mit ihr auf dem Lebensweg durch Dornen und Disteln geht, so ist sie wie alle Uebrige daran, ja wohl schlimmer, eben weil sie es früher so gut gehabt. Eine zu lachende Jugend ist wie ein Morgenroth, das auf den Mittag oder Abend Regen bedeutet.“

„Sie haben wohl Recht — sagte Adolf; — ein schö-

nes Mädchen kann in der Nähe leicht verlieren, ein un-  
schönes leicht gewinnen. Der Schönheit fällt das Altern  
schmerzlicher, als der Nichtschönheit. Ja, um ein Klee-  
blatt von Gemeinplätzen vorzubringen, Schönheit wirkt  
nur so lange, als sie an eine schöne Seele erinnert. Kein  
Wunder, daß so manche weibliche Schönheit bei näherem  
Umgang und Beisammenleben von den Männern nicht  
mehr beachtet wird. Sie erinnert an ein Detail von gu-  
ten und bösen Eigenschaften, statt an die Einheit reiner  
Harmonie; sie beschäftigt die Einbildungskraft, aber  
nicht mehr die Phantasie. — Und dennoch wiederhole  
ich, was ich gesagt; der Wunsch, hübsch zu seyn, ist so  
natürlich, daß sich kein Mensch über ihn wegsetzt, und  
wer seine Mißform im Spiegel sieht, muß eben doch  
mißgestimmt werden.“

„Erinnern Sie sich nur — entgegnete ihm *Lina* —  
Sie, der uns sonst immer unsern *Goethe* zitiert, seines  
Paradoxon: daß jeder Mensch sich mit einem gewissen  
Wohlgefallen im Spiegel betrachte.“

„Nun — sagte *Adolf*, der die Aussprüche seiner  
Lieblingsgeister immer sogleich in sich weiter bearbeite-  
te — wenn Ihr Citat wahr ist, wie ich mich nicht gleich

entsinnen kann, so verlohnt sich's schon der Mühe, die Sache näher vor's Auge zu nehmen; und da begegne ich denn sogleich manchem Beifälligen. Wir haben erfahren, wie bald man selbst ein häßliches Gesicht des Andern gewohnt wird: wie man nach einiger Zeit nur noch den physiognomischen, und kaum mehr den physisch-ästhetischen Ausdruck wahrnimmt. Ist das Gesicht heiter, spricht es freundliche Gefühle aus, entfließt dem Munde verständige Rede, so verliert es nicht mehr bedeutend gegen hübschere Gesichter.“

„Wie wohlthätig — unterbrach ihn *Lina* — ist nicht unsere Natur eingerichtet rücksichtlich des Gewohntwerdens auch des Abstoßenden; wie sollten die häßlichen Mädchen unter die Haube kommen, wenn nicht die Göttin Gewohnheit ihre Furo würde? Wir sehen überhaupt die Häßlichen im geselligen Leben so gut wie die Schönen von Freunden und Bekannten umgeben, und, wenn die Häßlichkeit nicht tiefer geht, nicht bedeutend hinter jenen zurückstehen. Sie wissen sich geltend, ja beliebt zu machen.“

„Will ich nun — äußerte *Adolf* — dieses Gewohntwerden fremder Mißgestalt gelten lassen, so kommt mir

doch leicht der Zweifel, ob das Anschauen der eigenen nicht zu peinlich sey, als daß sich das Gefühl dafür abstumpfen könnte.“

„Haben Sie so wenig Schulsack, — sagte lachend Lina — um nichts mehr von der Parabel von den zwei Säcken zu wissen? Gerade bei sich selbst kommt dem Häßlichen, nach meiner Erfahrung, das Gewohntwerden am ersten zu Hülfe. Er empfindet wenig Eindruck von dem Einzelnen seiner Züge, er schaut sich im Ganzen an, und so lieb hat er sich schon, daß er die Unbill der Natur ein für allemal übersieht, und nur das ihm noch Gebliebene, den Ausdruck der Annehmlichkeit, wahrnimmt. Welchem Menschenantlich sollte dieser ganz fehlen? Die Unschöne flüchtet zum Puz, hinwegsehend von ihrer Gestalt, richtet sie ihr Augenmerk mehr auf das Wohlbildende der Einhüllung, auf das Verdeckende, Ausgleichende, Ableitende, und diesen Kunstmitteln etwas abzugewinnen, daß sie gefällig auf die Gestalt zurückwirken, das gewährt ihr eben das Gefühl des Wohlgefallens, von welchem die Frage ist.“

„Sie haben gut reden — äußerte Adolf. — Wie aber,

wenn einmal bösertige Blattern kämen, und Ihr Spiegel Ihnen ein anderes Bild zurückstrahlte?“

„Sie sehen einen zu harten Fall — sagte *Lina*. — Ich halte mein Wischen Wohlgestalt allerdings für ein Geschenk des Himmels. So bescheiden und demuthsvoll ich mich aber auch dieses Guts gefreut habe — was man ein halbes Menschenalter besaß, das verschmerzt man mit mehr Philosophie nicht, als ich habe.“

\* \* \*

Als der Herr der Erde einst die Geister, die ihm dienen, zusammenrief, trat auch der Engel vor ihn, der die Bitten der Sterblichen vor seinen Thron bringt. „Vergönne, o Herr! — begann er, als dessen Wink ihn reden hieß — daß ich die Wünsche der Sterblichen, die oft schon m e i n e m Auge unverständig erschienen, weil sie einander und sich selbst widersprechen, diesmal in einige Hauptanliegen zusammenfasse.

Der Herr nickte freundlich bejahend.

„Die Reichen bitten dich, daß du ihnen doch zu den Gütern, die sie durch deine Allgüte besitzen, auch das innere rege Gefühl, den nie sterbenden Reiz der Neuheit, die Wonne des ersten Eindrucks, die Freude an jedem

Einzelnen und die stolze Empfindung vom Ganzen geben mögest.“

„Das wäre zuviel! — sprach der Herr. — Habe ich sie doch schon gut bedacht, so daß sie den Neid aller Andern erregen. Wer seiner Schätze nicht immer froh zu werden versteht, der verdient nicht mehr, als ihr Güter zu seyn.“

„Es wandten sich auch — fuhr der Engel fort — die Verständigen und Gefühlvollen an mich; sie bitten dich, daß du ihnen doch von dem Reichthum deiner Welt, den sie so wohl zu würdigen wüßten, einen erklecklichen Theil zufließen lassen mögest. Sie seyen es ja, in deren Händen deine Güter erst ihren wahren Werth, ihre rechte Bedeutung erhalten.“

„Ich theilte billig — sprach der Herr — Hoffnung und Besitz, Streben und Haben. Von jeher hat ein sparsames Erlangen die Glücklichsten gemacht, und ist mein Ruhm am Geringen und Mittlern erhöht worden. Dessen ist wenig, was zum Munde eingehet, oder was zur Leibesnothdurft gehört. Alles Uebrige ist gemeinschaftlich. Der Reiche muß wider seinen Willen tausend Mitgenießler dulden. Ja diese sind gerade die Reichen, denn

von Wenigem umbaut, durch keinen Besitz verhärtet, gehört ihnen meine ganze schöne Welt. Mit jedem Öffnen des Auges überschauen sie ihr Reich als Theilhaber, mit jedem Schritte wandeln sie durch ein untheilbares Gemeingut.“

„Auch ich — erwiederte der Engel — sagte ihnen das. Ach! — redeten sie ein — es ist so süß, ein Eigenthum zu besitzen, und vor den Andern zu erscheinen als ein von dem Herrn Begünstigter; wir wollen keinen unserer Mitbrüder die Sinne verbinden, aber wir möchten es seyn, von denen sich diese Güter nannten, wie die Gewalthaber, die Herrscher, die Götter in unserer Welt.“

„Du kommst von der Erde herauf — sprach der Herr — daran erkenne ich die Menschen.“

„Die Verständigen unter ihnen — fuhr der Engel fort — drücken ihr Verlangen klüger aus. Wir möchten unsere liebsten Güter nahe haben, — sagten sie — pflanzen und erziehen, und in beliebiger Stunde uns ihres Anschauens freuen, des Wachsthum's der täglichen Entwicklung derselben, als unseres Werkes, frohe Zeugen seyn.“

„Ich sorgte schon — sprach der Herr — daß jeder in

sein Element kommt, und von dem umgeben wird, was ihm wohlthut; daß ein beharrliches, verständiges Wollen seinen Wunsch erreicht. Es ist aber ein ungeduldig Geschlecht, viele können es nicht erwarten, und setzen meine Langmuth auf die Probe. Sage ihnen, daß jedem werden solle, was er werth ist, daß keiner bei'm Mahl des Lebens mit irgend einer erlaubten Lust zu spät kommt, weil immer nur den neuen Gästen aufgetragen wird von allem, was die Zeit gibt.“

„Einen fand ich — redete der Engel weiter — der schwieg, während die Andern mich mit ihren Anliegen bestürmten. Ich fragte ihn, welchen Wunsch ich von ihm vor deinen Thron bringen solle. „Bringe dem Herrn mein Dankgebet, — antwortete er. — Hat er doch dem Manne mehr gegeben, als der Jüngling hoffte.“ Ich fragte ihn nochmals um seine Wünsche. „Ich habe keine — sagte er, — als daß mir der Herr Kräfte verleihe, mir täglich das Nöthige anzueignen, und heitern Sinn, es in seiner Lebenstiefe zu genießen. Ich scheue mich, zu besitzen, was ich nicht mit Mühe errungen, weil ich zu verlieren fürchte, was ich in den Kreis meiner Liebe, meines Antheils, meiner Verantwortung aufgenom-

men. Ein großes Glück, wie es meine Mitbrüder nennen, würde mich erschrecken, diese Versuchung von oben würde nur die Grenzen meiner Schmerzen erweitern. Ich begreife die Reichen nicht, wie sie Besitz auf Besitz, d. h. Angst auf Angst, Sorge auf Sorge, Aerger auf Aerger häufen mögen, wie sie ihre Unwürdigkeit zu diesen Gütern nicht fühlen, und nicht merken, wie diese Polster, und Schaufeln und Gängelbänder sie verweichlichen, so daß sie jeden kühnen Schritt fürchten, und vor jedem rauhen Küstchen, als vor einem Sturm erzittern.“

„Ich schwieg, um zu sehen, ob er nicht doch noch eine Bitte vorbringe, die seine Demuth Lügen strafte. — „Doch ja! — sagte endlich der Sterbliche, den die Andern einen lächerlichen Sonderling nannten — ich habe einen Wunsch auf dem Herzen, den du, himmlischer Bote, dem Herrn des Lebens vortragen magst. Niemals habe ich mich vorgedrängt, um das beste Theil den Andern wegzunehmen. Manchem Hülflosen hab' ich Platz gemacht, aber groß war das Gedränge, groß die Noth der Ungenügsamen. Ich stehe, daß der Herr — ist es anders nicht gegen seinen unerforschlichen Willen, die Noth der Armen lindere, damit doch jeder Erdensohn

so viel von dem überschwänglichen Reichthum der Mutter Erde sein nenne, als die dringendst mahnenden Bedürfnisse fordern, daß nicht der Hungernde an der Marmortreppe des Schwelgers verschmachtend liege, und wider den Herrn murre, wenn er sich elender fühlt, als des Reichen Hund.“

„Was sagst du zu dieser Bitte?“ — sprach der Herr zum Engel.

„Ich vereinige, o Herr! — erwiederte dieser — meine Bitte mit der seinigen, denn sie verdient, wenn mein Blick nicht zu schwach ist, es zu durchschauen, vor allen andern Erhörung.“

„Wenn ich dir nun aber sage — sprach der Herr — daß ich sie nicht erhören kann?“

„Wie, Herr! — erwiederte der Engel — bist du nicht der Allgewaltige und Allgütige? und ist denn, wie die Heiden glauben, ein Mächtigerer, ein Schicksal über dir?“

„Das Schicksal ist die Welt, ist meine Welt — sprach der Herr. — Das ist aber das Geschick der Erdenvölker und Erdensöhne, daß es im Verlauf der Jahre und Jahrhunderte ein Theil dem andern abgewinnt, und die Le-



Er folgte endlich einem kleinen Manne, der wie ein Bergknappe angethan war, auf dessen Wink in eine Grube. Durch Stollen, Schachte berglein, bergab geführt, schaute er bei'm Lampenscheine mit Antheil die Erzgänge und das glänzende Gestein. Bald bekam er auch dieses satt, und wünschte wieder aus der Enge hervor zum Lichte. Fern, am Ausgange eines finstern Stollens, erblickte er etwas Helles, einem Sterne vergleichbar. „Was ist dies?“ fragte er den Bergmann. „Etwas, daß du verlangst und fliehst.“ — Der Unzufriedene verstand seinen Begleiter nicht. Nach einer Weile vergrößerte sich das Helle, glänzte aber schwächer. Bald zeigte es sich, daß das, was ihm ein Stern gescheinen, die Thüröffnung war, die zu Tage führte. Eine heitere Landschaft zeigte sich durch diese, wie ein Gemälde in seinen Rahmen gefaßt. „Wie gefällt es dir?“ fragte der Bergmann. „Nicht übel! — antwortete der Unzufriedene — ich hätte Lust, mehr davon zu sehen.“ Er blickte nachdenklich hin, und schien vergnügt über das Bild. Jetzt traten sie unter die Oeffnung, und die ganze lachende Gegend war taghell vor ihnen ausgebreitet. Mit grämlichem Gesichte wendete sich der Mißvergnügte weg.

„Da bin ich nun wieder, — sagte er — und die alte Unlust droht mich zu befallen.“

„Willst du mit mir in den Berg zurück?“ fragte das Männchen.

„Mit nichten! ich bin dessen nun auch satt.“

„Stehen bleiben kannst du auch nicht.“

„Das ist es eben, was mir das Leben verleidet. Die Welt ist mir zu enge.“

„Sonderbarer Kauz! — fuhr ihn der Bergmann mit funkelnden Augen an; — du bist eines Menschen Sohn! Die Welt ist dir zu weit, und doch behagt dir die finstere Enge nicht. Was dir zuerst als Stern Abhdungen erregte, dann als Gemälde dich ergöhte, das läßt dich als sonnige Welt gleichgültig. Für dich ist die Beschränkung, das Entbehren, der dunkle Rahmen um das helle Lebensbild. Tritt hinein in's Leben, baue dich ein, mache dir was Tüchtiges zu schaffen. Bald wirst du dich irgendwo an ein Liebes gebunden finden, es wird dich in immer weitere Kreise des Antheils ziehen, und ist dir dann wieder des Guten, des Mannichfaltigen zu viel, so komm zu mir in den Schacht des Berges; ich zeige dir wieder den Stern und das Gemälde.“

Als das Männchen so gesprochen, verschwand es plötzlich, an seiner Stelle schwebte ein Nebeldunst am Eingange der Grube, und der Mißvergnügte merkte, daß es der Berggeist gewesen, der ihn begleitet hatte.

\* \* \*

Tausend Güter für die Sinnlichkeit sind noch keines für das Gemüth.

\* \* \*

Die Neigung zum Verbotenen wurzelt auf der Freiheitsliebe unseres Geistes, auf der Selbstherrschafft unserer Phantasie. Wir wünschen, was wir nicht sollen, aber wir weigern uns auch dessen, was wir sollen, weil es ein Gefordertes ist, bei dem wir keinen Dank erndten. Wir fliehen alles Bestellte, Erwartete. Es beweist eine gute Natur, wenn man dasjenige gern thut, was man thun muß.

\* \* \*

Wenn Viele etwas Gemeinschaftliches berathen oder vollbringen, so sind am Ende wohl alle darüber unzufrieden, weil das Resultat nur eine Mittelmäßigkeit ist. Mußte aber nicht jeder etwas von seiner Phantasie, ja

von seiner Verstandesansicht aufopfern, wenn überhaupt ein Resultat erfolgen sollte? Das Produkt des Lebens, des bürgerlichen und politischen, soll keinem vorgefaßten Bilde entsprechen, nur das der Kunst soll und kann es.

\*

\*

\*

„Warum gelingt es dir, so ruhig, so zufrieden zu seyn?“ — Ich habe viel gethan, und wenig gewünscht. Ich habe gehofft, aber nicht erwartet; ich hegte ein unwandelbares Vertrauen zur ganzen Welt, glaubte aber von Jedem, er werde eher an sich denken, als an mich, bis ich seiner Treue gewiß war. Ich glaubte an eine schöne Erweiterung meines Lebens, versah mich aber des Nebels im Einzelnen, noch ehe es da war. Ich kam in die Höhe, indem ich bei jedem Schritte den Fuß unmerklich höher stellte, während Andere, wie in einem Tretrade, mit gewaltigem Aufschreiten immer unten blieben. Ich begriff bald die ewige Gleichheit des Lebens, und fand, daß mir das Beste nahe sey, oder daß ich es nie erlange.

\*

\*

\*

Im Alterthum woben, im Mittelalter spannen die angesehensten Frauen, und mögen wohl noch manches an-

dere gethan haben, wessen sich jetzt viel minder vornehme schämen. Nur die höchsten Hände sollten sich dergleichen entziehen. Hat Karl der Große die Eierregister seiner Meierhöfe gelesen, so konnte es seine Gemahlin ohne Schande auch thun. Es ist bekannt, daß oft große Herren durch den Eigensinn, Unverstand zc. ihrer Gärtner, Köche, Kellermeister, Leibschneider zc. leiden, und Herrscher waren oft wieder Beherrschte. Davor kann nur das Auge der Frau schützen. Aber auch wegen der Bedürfnisse der Kinder ist ihr ein Durchschauen der Fundamente des Haushaltes nothwendig. Muß der Canzler dem Canzellisten auf die Finger sehen, warum nicht seine Hausfrau ihrer Hausmagd? Es ist eine Naturforderung, welcher zu genügen, ihr nur Ehrfurcht erwecken kann.

\* \* \*

„Verstand kommt nicht vor Jahren.“ Um das Eigenthümliche der Erscheinungen des Lebens zu begreifen, muß man das Allgemeine in ihnen zuvor erkennen. Dies wird dem Verstand durch Wiederkehr des Aehnlichen möglich. Diese Wiederkehr ist es auch, die den Neigun-

gen und Gelüsten ihren Stachel nimmt, da das Zurückblicken sie von ihrer Kehrseite zeigt, von Seiten des Uebereilten, Unmäßigen der Wünsche, des Unzureichenden, Eiteln, Nichtigen des Gewünschten.

\*                    \*                    \*

Man beneidet dich nur so lang, als man noch mit dir wetteifern kann.

\*                    \*                    \*

„Wenn das Glas verklebt, der Topf geflochten, der Rock gestickt ist, dann halten sie erst noch lange.“ So pflegte Einer zu sagen, der mit dem Rest eines verschwelgten Vermögens eingezogen und nicht ohne Genuß fortlebte.

\*                    \*                    \*

Das Beste, was man einem in's Leben mitgeben oder vererben kann, ist — das rechte Maasß.

\*                    \*                    \*

Kind und Mann sind sinnlich; Jüngling und Greis versagen sich Wünsche.

\*                    \*                    \*

Jeder Ort, jeder Beruf wird anziehend, wenn man  
Entwicklung, Folge, Gelingen, Schaffen eines Wer-  
kes hineinbringt.

\* \* \*

Nur durch's Schaffen gibt es ein gediegenes Wissen.  
Wer nichts schafft, erlebt nichts, und wer nichts erlebt,  
der lernt nichts, so vielerlei er auch wissen mag.

\* \* \*

Am Großen wird das Kleine groß; am Kleinen bleibt  
das Große klein. Wenn ein Großer hustet, so gilt es  
mehr, als wenn ein Kleiner ein kluges Wort spricht.

\* \* \*

Die Schmeichelei vermag nichts über den, der sich  
wahrhaft geliebt weiß.

\* \* \*

Der Unglaube kommt bei'm Jüngling aus dem Ver-  
stande und der Einbildungskraft, bei'm Mann aus dem  
Herzen. Der Jüngling bringt das Heilige mit seiner  
Weltanschauung nicht in Uebereinstimmung, der Mann

mit seinem Egoismus. Jenen befehren meistens Leben und Erfahrung, diesen selten.

\*                      \*                      \*

Als Knabe, in der geographischen Lehrstunde, glaubt man an alle Merkwürdigkeiten, aber man zweifelt daran draussen in der Natur. So sagte ich mir oft, wenn ich auf meinem heimischen Berge nach Osten blickte: „Ist's denn wirklich an dem, daß dahin Constantinopel liegt, und der Sultan d'rin lebt, und daß Türken d'rin umherlaufen, wie die Menschen in deiner Vaterstadt?“ Und so mit dem Meer, den fremden Welttheilen, den Wilden. Das Ferne in Raum und Zeit, das Berühmte imponirt, beunruhigt auch den Gereiften; er kommt nicht zur Ruhe, bis er endlich den Begriff zur Anschauung, den Namen zum leibhaftigen Bild, das Unendliche in bestimmte Umrisse gebracht hat.

Wir müssen von jeder Art Gegenstände einige nahe nehmen, behandeln, ihr Wesen durchleben, damit sie nicht fernher schrecken, damit ihnen ihre phantastische Größe genommen werde. Sie sind uns dann ein überwundenes Korps, mit welchem wir, als mit verstärkten

Waffen, auch über immer größere Massen des Lebens Herr werden. Es ist am Ende nicht die Erde die Operationslinie, auf welcher der Mensch das Weltenheer in die Gewalt seines Geistes bringen muß?

Nicht jeden aber zieht es in diesen thätigen Verband mit dem Leben. Der Schulheld zitirt Natur und Menschheit, Geschichte und Volksleben vor seinen Cathedral, aber die hypochondrische Scheu vor dem handgreiflichen Daseyn selbst verbirgt sich nur hinter systematischen Poltronerien.

\*

\*

\*

Das Auge hat nicht stets den gleichen Maasstab für die Außenwelt. Als ich einst in einem großartigen Raume zu rechter Erhebung gelangt war, und mich körperlich und geistig so kräftig fühlte, wie man leider nur selten empfindet, so kamen mir Straßen und Gebäude auffallend kleiner vor, die Standbilder auf den Säulen und Brunnen viel näher, als sonst. Ich glaubte auch den festesten, gedrungenen Herkules, den schwebenden Merkur mit einem Blicke viel besser zu begreifen, als sonst in gemeinen Stunden nach langer Beschauung. Es ist das

Maas eigener Thätigkeit, nach welchem wir alles Geschaffene erfassen.

\* \* \*

Warum lachen Kinder und Kindsköpfe über ihr eigenes Lachen, wenn sie es vergeblich zu verhalten sich bemüht? Es ist nicht das Fortlachen über den der Einbildungskraft sich immer wieder auf's Neue als lächerlich darstellenden Gegenstand, sondern wirklich ein Lachen über sein Lachen.

Wenn das Lächerliche aus der Anschauung einer Nöthigung entsteht, welcher Verstand und freie Selbstbestimmung auf eine gefahrlose Art zum Raube werden, so muß ja das „Lachen müssen“ selbst wieder ein Lächerliches werden. Dadurch, daß mehrere dieser Nöthigung unterliegen und vergeblich dagegen ankämpfen, verstärkt sich das Lächerliche, denn die die Freiheit verspottende Nöthigung tritt bei in der nämlichen Verlegenheit schwebenden Lachconsorten anschaulicher hervor, und jeder sieht ihre Wirkung außer sich.

Warum hebt ein fester Entschluß das Lachen auf?

Weil er den Sieg des Verstandes, des freien Willens über die Nöthigung herstellt.

\*            \*            \*

Warum ist das Alter grämlich? Nur das schwache, hilflose, unthätige pflegt es zu seyn. Wer nichts mehr von dem Leben hofft, dem ist die Phantasie schlafen gegangen. Das Reich der Wirklichkeit hat ihr Gebiet ganz in sich aufgenommen. Aber nur Phantasie versteht jugendliche Phantasterei; nur wer genießt, erlaubt Genüsse; nur wer wagt, duldet Wagnisse; nur wer noch süße Freuden kauft, begreift den Aufwand des Jüngern. Ja nur die Thätigkeit läßt fremde Thätigkeit gewähren, und nur wer mitläuft, ist in der gleichen Richtung mit allen Wettläufern. Ein Alter steht aber gleichsam mitten auf der Rennbahn, und ärgert sich über die Schnellfüßigen, die fern oder nahe an ihm vorüber-eilen, die in jedem Augenblick ihn anzustoßen oder gar umzuwerfen drohen.

\*            \*            \*

Wir vergessen viel leichter, was für das Leben, als was für die Schule gehört; namentlich unsere Körper-

und Seelen=Diät. Wir folgen dem Gewohnten, und leben uns so in eine Menge Schädlichkeiten hinein, bis endlich das Facit ein Uebelstand wird, der uns zum Nachdenken und zum Entschluß bringt, wieder nach den erprobten Regeln zu greifen. Wären wir aber nur auch hier vor Uebertreibung sicher, und trieben es nicht im Entgegengesetzten zu weit. Wie Leben und Gesundheit zwischen zwei Extremen sich bewegen, so soll es auch die Diät. Gerade auf dem Uebergangswege liegen die schönsten Stunden, die heitersten Stimmungen.

Wie eine verfeinerte Sprache, so hat ein verfeinertes Leben viele Regeln. Ein Stubensitzer braucht mehr als ein Grobschmied, ein Aelpler vielleicht die wenigsten. Seine geerbten Stahlnerven, seine Lebensweise in freier Bergluft sind der beste Tissot. Ein Canzleirath dagegen muß mit Beneidung dem Canzlei=Presser nachsehen, den er auf's Land schickt. Ein Dichter, als künstlicher Singvogel, sollte mehr der Lebensart der natürlichen folgen, auch wenn es anginge, im Spätjahr mit ihnen nach Süden ziehen. Der Wandsbecker und Thüringer Bote mögen es wohl wirklich nachgethan haben, woher sonst ihr gesunder Lebenssinn, ihre heitere Laune?

Ich kannte einen Gelegenheits-Poeten, der zu jedem bestellten Hochzeit-, Geburts- und Leichen-Carmen sich einen Mehrgerklepper miethete, und jedesmal mit dem Poem und dem Pegasus zugleich heimkam.

\* \* \*

Ein Anderes ist es, seine Freuden zu zergliedern, ein Anderes, über schöne Eindrücke nachzudenken. Der Freudenspalter mißt seine Wonnethränen mit dem Feuchtigkeitsmesser, er horcht mit der Stimmgabel in der Hand auf die Harmonie der Sphäre, er spannt über die farben- und gestaltenreiche Welt sein Zeichnungs-Metz, und ruft: Ist's denn der Rede werth, was in jedem Quadräthen von Schönheit vorkommt?

Ueber den Eindruck des Schönen reflektiren heißt das scheinbare Willkührliche, Regellose in Schranken fassen, dem Schönen im geistigen Reiche seinen Platz anweisen, den Genuß durch den Gedanken adeln, dem Gefühle der Lust den Begriff beigefellen, nicht um jenes durch diesen zu bestimmen, sondern um das einmal Erkannte wieder zu erkennen, und auf des Erforschte fortzubauen. Genes

ist atomistisch • pedantisch, dieses dynamisch und zur Verherrlichung des Weltgeistes einladend.

\* \* \*

Das Verlangen hinaus in die Natur, die Sehnsucht auf die Höhen und in's Weite, sie sind nach ihrem höhern Ausdruck das Streben zum Allgemeinen, Höhern. Man will auf seine Enge, sein Einzelnes aus der Erweiterung herschauen, will wieder einmal die größern Beziehungen, die weiter gespannten Faden des Daseyns, von denen unser Leben durchweht ist, ahnden. Enge macht engherzig, Weite erweitert den Sinn. Was ist das Gemüth des Menschen? Die Gabe, im Nahen das Entfernte, im Eigenen das Fremde, im Gegenwärtigen Vergangenes und Kommendes mitzuempfinden.

## Die Wahrheit zu Saß.

---

**Wenn** Ihr es dürft, o sagt mir ehrlich?  
 Vielfältig hab' ich nachgedacht:  
 Ist denn die Wahrheit so gefährlich,  
 Die Ihr zu Saß streng bewacht?  
 Hüllt sie sich selbst in jene Wolke,  
 Die vom Altare sie umschwebt?  
 Trift wirklich Blindheit Den im Wolke,  
 Der ihren dunkeln Schleier hebt?  
 Und dürft nur Ihr die Sonnenklarheit  
 Des allerheilig = Innern seh'n,  
 Nur Ihr allein zur reinen Wahrheit:  
 Zur unumwölkten Göttin stehn? —  
 Wie, oder ist es nur der Schleier  
 Und nicht die Göttin, die Ihr ehrt?  
 Ist die geheimnißreiche Feier  
 Auch selbst schon Euch, die Ihr sie lehrt,

Nicht mehr verstanden überkommen :  
 Ein leiser Klang aus früher Zeit,  
 Ein Wort, ein Bild, des Sinn verschwommen  
 Im Weltstrom der Vergessenheit? —  
 Bringt es Gefahr? Ist es entbehrlich?  
 Ist es ein Nichts, was Ihr bewacht?  
 Wenn Ihr es dürft, o sagt mir's ehrlich!  
 Vergebens hab' ich nachgedacht. — —  
 So redete am Nilesstrande  
 Ein schlichter Greis, ein Ackermann,  
 Einst einen Jüngling aus dem Stande  
 Der dort geboren Priester an. —  
 Obgleich, sprach dieser, solch ein Fragen  
 Aus einem sünd'gen Herzen kommt,  
 So kann ich Dir zum Trost doch sagen:  
 Du weißt, was Dir zu wissen frommt.  
 So leuchtend, als die Göttin blicket,  
 Erstrahlen tausend Sonnen nicht;  
 Doch auch kein Bliß der niederzücket,  
 Trift tödtend wie ihr Augenlicht.  
 Sie selbst, sie sprach: Bewahrt mich strenge,  
 Mich Himmelslicht in Priesterhand;

Denn gebt ihr je mich preis der Menge,  
 Steck' ich den Tempel selbst in Brand.  
 D'rum muß in siebenfacher Weite  
 Sie siebenfach verschleiert steh'n;  
 Und nur der siebenfach = Geweiht'e  
 Darf sie in voller Klarheit seh'n. —  
 Mehr darf der Priester Dir nicht sagen,  
 Weil mehr zu wissen Dir nicht frommt;  
 Laß also Dein vermess'nes Fragen,  
 Das aus verstocktem Herzen kommt. —  
 So sprach der Jüngling und ging wieder  
 Zum Tempel ein und schloß das Thor.  
 Da sank der Greis zur Erde nieder,  
 Hob himmelwärts das Aug' empor,  
 Und, Göttin, rief er, Strenge! Milde!  
 Du weißt, dein Wort ist mir Gebot;  
 Ja selbst dem Bild von deinem Bilde  
 Bleib' ich getreu bis in den Tod!  
 Doch so gewiß du Bild der Wahrheit  
 Nicht Lug bist und nicht leerer Schein,  
 Strahlst du in einfach reiner Klarheit  
 Und hüllst dich nicht in Nebel ein;

Willst nicht dämonisch uns berücken,  
 Uns locken zu dir höchstem Gut  
 Und blizend dann herniederzücken,  
 Und tödten mit der Augen Gluth;  
 Kannst nimmer es als Unthat rächen,  
 Wann auf zu dir die Völker schau'n,  
 Wirst nicht den Tempel niederbrechen,  
 Den Lieb' und Ehrfurcht dir erbau'n. —  
 Nicht d u! die Z e i t hat ihn gewoben  
 Den Schleier, der dein Licht uns raubt;  
 Und das Verbot, nicht kommt's von oben,  
 Das dir zu nah'n uns nicht erlaubt;  
 Denn D u, im ew'gen Urbekennniß,  
 Gabst dich dem Ganzen Erdenrund  
 Und giebst noch heute dem Verständniß  
 Im Bilde dich als Wesen kund.  
 Die Stunde wird, bald wird sie kommen,  
 Wird lösen das Gespinnst der Zeit,  
 Das mit dem Denker noch den Frommen,  
 Die Gleichgesinnten noch entzwei't.  
 Wohl dir, glückselig = schöne Jugend,  
 Die jenen Segenstag erlebt,

Wo Weisheit an der Hand der Tugend  
Den Schleier von der Wahrheit hebt.  
Bis dahin, Göttin! Strenge! Milde!  
Verehrt der Greis das Zeitgebot,  
Verehrt das Bild von deinem Bilde  
Und bleibt dir treu bis in den Tod.

Ludwig Robert.

## S t a t i o n e n.

### V e r h ä n g n i s s.

Muß Wirkung nicht nothwendig Ursach werden  
 Zu Wirkung, die stets wieder Ursach wird?  
 Und sind nicht Böß und Gute hier auf Erden,  
 Und der das Rechte trifft und der sich irrt,  
 Der Sohn des Glücks, der Erbe von Beschwerden,  
 Schwächling und Held, Thor, Weiser, Fürst und Hirt,  
 Sind sie nicht Wirkung fremder Thatverschlingung,  
 Die auch nur Wirkung früherer Bedingung? —

### S c h e i n f r e i h e i t.

Ihr wäret frei? Ihr hättet eignen Willen? —  
 O leerer Wahn! O täuschend Selbstgeschwäh!  
 Entweder folgt Ihr fremden Zufalls Grillen,  
 Oder verborgnem, fremdem Zwanggefeh.  
 In jedem Fall müßt Fremdes Ihr erfüllen,  
 Selbstknüpfend jenes trügerische Neh,

Das Freiheit, Willen, Wahl und That Euch raubet,  
 Indem Ihr wahlfrei Euch und wirkend glaubet.

### Blindheit.

Wer sah' je Wirkung? — Sprecht! — Ihr seh't Er-  
 scheinung.

Und Ursach — sagt! — Habt Ihr sie je erblickt?  
 Wer schaute zwischen Kraft und Kraft, Vereinung:  
 Das unsichtbare Band, das sie umstrickt? —  
 Ihr wißt von nichts, habt nichts, als Eure Meinung,  
 Die das Geschiedenste zusammenlickt;  
 Und seyd zu dieser Meinung selbst gezwungen:  
 Sie ist gegeben Euch, Euch aufgedrungen!

### Nein.

Wir können nichts, als nur stets „Nein“ uns sagen;  
 „Nein!“ tönt's herauf aus unserm tiefsten Seyn.  
 Selbst auf die Frag', ob wir mit Freiheit fragen,  
 Ertönt es aus dem innern Abgrund: „Nein“!  
 Das endlos = Neuß're mehrt nur unsre Plagen:  
 Dort wandelt stumm ein räthselhafter Schein,  
 Der jede Antwort, jeder Frage weigert,  
 Und so das Nein bis zum Entsetzen steigert.

## Willkühr.

O treuer Pilger! Reich' die Hand dem Greise,  
 Der nicht, mit Priesterstolz, dich Sünder nennt;  
 Der nicht, wie mancher überkluge Weise,  
 Nur einen einz'gen Pfad zum Ziele kennt;  
 Der selbst dich nicht verirrt glaubt auf der Reise,  
 Weil dich noch Libanon von Eden trennt;  
 Doch der dir sagt, daß nur d e r Freiheit findet,  
 Deß blinde Willkühr im Gesetz verschwindet.

## Freiheit.

Die Freiheit ist das Wesen, ist das Leben.  
 Wer Willkühr will, verlangt das Nichts: den Tod.  
 Zwei Regionen, schau! sind uns gegeben;  
 Hier das Gesetz: das Soll; dort Muß: die Noth;  
 Hier inn're Freiheit, Freiheit zu erstreben;  
 Dort auß'rer Zwang in dem Naturgebot;  
 Hier steigen wir, mit Wahl und weil wir sollen;  
 Dort müssen wir wie Fels von Felsen rollen.

## Böses.

„Empor! dort oben ist es schön!“ so ruft dein Wissen,  
 Indes die Schwerkraft dich am Boden hält. —

Jetzt bist du dein; jetzt handle wohlbeffissen:  
 Mach' dich, du selbst dich, frei vom Staub der Welt!  
 Denn würdest du mit Macht hinaufgerissen,  
 So wärst du unfrei, wie der Stein, der fällt. —  
 Bedenke dies! — Und du wirst leicht sie lösen  
 Die große Räthselfrage von dem Bösen.

### K a m p f.

Das Böse ist da, auf das wir es bezwingen.

Ein blindes Schicksal, deucht es unserm Blick,  
 Erscheint bald in uns selbst, bald an den Dingen:  
 Als Trieb, als Noth, als Schmerz, ja selbst als Glück.  
 Kampf schon ist Freiheit, steter Kampf: Gelingen.  
 Wehrlose Sklaven nur will das Geschick;  
 Will uns entwürdigen zu niedern Sachen,  
 Weil wir schon frei sind, wenn wir frei uns machen.

### G l e i c h h e i t.

Jedwem stellt das Böse sich entgegen:

Als Schwäche dem, und dem als Ueberkraft,  
 Als Unheil Diesem, Jenem dort als Segen,  
 Hemmt bald als Trägheit, treibt als Leidenschaft.

Und doch — auf wie verschiednen Schicksalswegen  
 Es uns fortreißen will in Sklavenhaft,  
 Und wie verschieden auch Kraft und Gelingen —  
 Doch sind die Alle gleich, die ehrlich ringen.

### Friede.

Ja Sohn, du kannst, du sollst nach Freiheit streben;  
 Weil ohne sie, selbst schuld- und leidenlos,  
 Du nur ein Ding bist, ohne Seyn und Leben. —  
 Doch sollst du sie erringen deshalb blos,  
 Um sie, du selbst, sie wieder aufzugeben. —  
 Dann, im Gesetz, dann in des Friedens Schooß  
 Hört Kampf, hört Freiheit auf, wo heil'ges Sollen  
 Untrennbar sich vereint mit sel'gem Wollen.

### Liebe.

Gleichwie die Liebende sich zu vernichten  
 Und nur zu leben im Geliebten strebt,  
 So will auf Freiheit Freiheit gern verzichten,  
 Da sie nur selig im Gesetze lebt;  
 Und wie in Lieb' entschwinden Recht' und Pflichten,  
 Wann Lieb' in Recht und Pflicht sich fest verwebt,

So das Gesetz, das hin in Freiheit schwindet,  
Wann sich die Freiheit dem Gesetz verbindet.

G n a d e.

In stummer Nacht, auf ödem Felsgestade,  
Da faßte dich des Zweifels Niesenhand.  
Schon ging's hinab auf reißend jähem Pfade,  
Wo das Gespenst: das Nein am Abgrund stand.  
Doch überall und immer wacht die Gnade;  
Der Helfer wird uns Allen zugesandt.  
Glaub' es! Doch wähne nicht, daß dieser Glaube  
Die Freiheit dir, dein Seyn und Wesen raube!

Ludwig Robert.

## Die theuren Namen.

Wo sich zwei Gemüther finden,  
 Die in Lust, so wie in Leid,  
 Ueber Welt und Ewigkeit  
 Denken gleich und gleich empfinden;  
 Die nach einem Ziele streben,  
 Nach dem Einen höchsten Gut;  
 Und ihr Glück und selbst ihr Blut  
 Für einander freudig geben; —  
 Wo Gemüther je gewesen,  
 Die umschlang ein solches Band,  
 Hat man Freundschaft dies genannt,  
 Freunde jene treue Wesen.

Da, wo Sinn, Gefühl, Gedanken  
 Wundersam, man weiß nicht wie,  
 Mit geheimer Sympathie  
 Um ein einzig Wesen ranken,  
 Das mit gleich = geheimen Schlingen  
 Um den Einz'gen also rankt,

Daß es ihm sein Leben dankt,  
 Tod von Trennung Weid' empfangen; —  
 Da, wo jemals Zwei gewesen,  
 Die solch süß Geheimniß band,  
 Hat man Liebe dies genannt  
 Und Geliebte jene Wesen.

Wo im innersten Gemüthe  
 Liebe ihren Bund nun schließt  
 Und aus Liebe dann entsproßt  
 Treue, ihre schönste Blüte,  
 Treue, die sich ungemessen  
 Und so ganz dem Treuen giebt,  
 Daß sie gar nichts kennt und liebt,  
 Als ihr seel'ges Selbstvergessen; —  
 Da wo jemals Zwei gewesen,  
 Die geknüpft ein solches Band,  
 Hat man Ehe dies genannt,  
 Gatten, die beglückten Wesen.

Und wo Einer Gottes Saaten:  
 Glaube, Liebe und Verstand,  
 Tief in einem Herzen fand,

Und sie pflegt, daß sie gerathen,  
 Daß sie sprossen, sich entfalten,  
 Daß sie blühen und gedeih'n  
 Und die Blüten schön und rein  
 Sich zu Himmelsfrucht gestalten; —  
 Da wo Einer je gewesen,  
 Der ein Herz so bildsam fand,  
 Hat man Vater ihn genannt,  
 Kind, das treu = gepflegte Wesen.

Nun, o Freundin, nun wir streben,  
 Nach demselben höchsten Gut,  
 Wissen, daß wir Glück und Blut  
 Freudig für einander geben;  
 Wissen nicht, wie Sinn, Gedanken  
 In geheimer Sympathie,  
 Wissen nicht, Geliebte, wie,  
 Unsre Seelen sich umranken;  
 Gattin! Ja, und festgeschlossen,  
 Unauflöslich bleibt der Bund,  
 Da aus Lieb' im Herzensgrund  
 Längst uns schon die Treu' entsprossen;

Nach hab' ich die Himmelssaaten:  
Glaube, Liebe und Verstand,  
Die in deiner Seel' ich fand,  
Sanft gepflegt; sie sind gerathen,  
So daß ich an meinem Werke,  
Das so einzig = schön gelang,  
Und, mein Kind, an deinem Dank  
Mich erquickte, labe, stärke. —  
Dieses nun gesagt, erkenne!  
Wie ich gegen dich gesinnt,  
Wann ich Gattin dich und Kind,  
Freundin und Geliebte nenne.

Ludwig Robert.

---

## Reiselügen.

Die Lüg', ich weiß es, soll man hassen;  
 Und dennoch kann ich's oft nicht lassen.  
 Zu lügen? Wie? — Nein, schöne Seelen!  
 Ich mein', daß ich's nicht lassen kann,  
 Zum Zeitvertreib mir dann und wann  
 Ein Reisebuch zu wählen,  
 Und was mir darin wohlgefällt,  
 Euch wieder zu erzählen.  
 Was schadet denn auch hier der Welt  
 Das fabelnde Geschwätze?  
 Ein lügenhafter Reiseheld  
 Siebt uns ja nicht Geseße;  
 Und also geb' ich euch Bericht  
 Von dem, was ich gelesen;  
 Nur bitt' ich höflich, fragt mich nicht,  
 Ob ich dabei gewesen.

Nachdem wir nun, so las ich es geschrieben,  
 Neun Tage bei dem schwarzen Volk geblieben,  
 Ließ der Senat uns sagen,

Daß nun die Arithmetiker geschlagen,  
 Und ihre Häuptlinge verurtheilt wären  
 Noch heute, zu des großen Kohlkopfs Ehren,  
 (Das ist der Odin dieser blinden Heiden,  
 Den Tod des Scheiterhaufens zu erleiden —  
 Wir aber wären, als erlauchte Gäste,  
 Geladen zu dem großen Völkerfeste. —  
 Inwährend nun, mit heimlich freud'gem Grauen,  
 Das Henkerwerk zu schauen,  
 Die Unsern nach dem Scheiterhaufen rannten,  
 Nah't' ich mich dem Gesandten  
 (Es war ein Mohrenzwerger mit weißen Haaren)  
 Und bat ihn höflich, mir zu offenbaren,  
 Was dieser Krieg und dieser Sieg bedeute  
 Und was die armen Leute:  
 Die Arithmetiker, verschuldet hätten,  
 Um, wie man spricht, auf Flammen sie zu betten?  
 Die Armen! wie Ihr sie beliebt zu nennen,  
 Erwiederte der Zwerger, sind werth zu brennen —  
 Nicht Einmal — jährlich, wenn es möglich wäre,  
 Dem Volk zum Warnungsbeispiel und zur Lehre,  
 Um nimmer wieder lust'gen Schwärmerereien

Ein allzuleicht verführbar Ohr zu leihen.  
 Erfahrung soll, Geschichte soll uns rathen;  
 Doch hört, was die Geschichtsverächter thaten!  
 Seit fünfzehntausend Jahren,  
 Seitdem wir die Barbaren,  
 Verjagt aus diesen Zonen  
 Und unter diesem milden Himmel wohnen,  
 War es allzeit bei dem Gesetz geblieben,  
 Daß zwei mal zwei macht sieben,  
 Wobei in diesen blühend-reichen Landen  
 Sich All' in Ruh' und Viele wohlbefanden. —  
 So lebten wir, wir Herren sammt den Knechten,  
 Nach alten guten Rechten,  
 Als aus dem Höllenspfuhle  
 Hervorkroch diese Rechnerschule,  
 Die arithmet'sche Sekte,  
 Die spottend erst uns neckte,  
 Dann aber durch sophistisch-spiße Sätze  
 Angriff die Reichsgesetze,  
 Behauptend frech, trotz dem geheiligten Alten,  
 Daß 2 mal 2 nicht mehr als 4 enthalten. —  
 Das Einmal • Keins, das uns bisher beschützte

Und unsre großen Rechnungsrechte stützte,  
 Die Satzung von den Vätern aufgeschrieben,  
 Daß zwei mal zwei sind Sieben,  
 Der Grund, worauf seit fünfzehntausend Jahren,  
 Langsam und vielerfahren,  
 Die frühe Zeit ihr Zahlenwerk gezimmert,  
 Das Alles schien im Augenblick zertrümmert;  
 Und schwärmerisch, in wenig kurzen Stunden,  
 Ward eine Wahrheit nagelneu erfunden,  
 Nur Eine! und nach der sie Alles maßen,  
 Statt der unzähl'gen, die wir sonst besaßen.  
 Deßhalb auch wollten die Verstandesknechte  
 Fortan nicht mehr die Rechte,  
 Sie wollten nur das Rechte in den Kassen  
 Und in der Arithmetik gelten lassen. —  
 Mit solchen neuerfundnen Wahrheitsgründern  
 Verfährten sie die Blinden,  
 Und gar viel Volk kam ihnen zugelaufen;  
 Denn, wie Ihr wißt, das Neue lockt den Haufen. —  
 Warum auch sollt' ihm Neuheit nicht behagen?  
 Hat er was zu verlieren, was zu wagen?  
 Geborner Bagabunde

Lebt er von Hand zu Munde  
 Und ist dem Staat ein Vogel auf dem Dache. —  
 Mit Schacherpöbel ist's dieselbe Sache;  
 Denn, hätt' er auch Millionen sich erschunden,  
 Ist er doch an die Scholle nicht gebunden,  
 Veränderung wird sein Göthe  
 Und er beweglich seyn, wie seine Schätze,  
 Kurz! wem kein Land von Vätern hinterblieben,  
 Besteht's! der kann sein Vaterland nicht lieben. —  
 So kamen nun der Pöbel und die Schwärmer,  
 Die Schaaren junger Lärmer,  
 Aufklärer und Idéologen  
 Und die Baargeldbesitzer angezogen.  
 Sie griffen an, wir hielten fest zusammen,  
 Kurz, Herr, das Reich es stand in Kriegesflammen.  
 Erlass't es meiner weichgeschaffnen Seele,  
 Daß ich es Euch erzähle,  
 Was dieses Land in fünfzig langen Jahren  
 So blutig hat, so furchtbar hat erfahren;  
 Ihr seht an meinen Thränen,  
 Ich kann von jenen Zeiten nichts erwähnen,  
 Auch hat die Rächerstunde ja geschlagen! —

Nur das noch laßt mich sagen,  
 Was wir den jetzt gewiß schon Todten,  
 Was den Rebellen wir großherzig boten,  
 Den Frieden abzuschließen,  
 Und wie sie unsre Opfer von sich stießen!  
 Wir wollten, also ließ man ihnen sagen,  
 Uns über theoretisch = spiße Fragen  
 Nicht streiten mehr und nicht das Reich verwirren.  
 Der Menschheit Loos sei G'ren.  
 Befehl, daß wir es wollten zugesteh'n,  
 Daß, theoretisch angesehen,  
 Vollkommen ihre Rechnung richtig wäre,  
 Sey praktisch doch Vollkommenheit Chimäre,  
 Der Mensch müßt' in der Mittelstraße schleichen.  
 D'rum wollten wir uns gütlich so vergleichen,  
 Daß zwei mal zwei bei allen schwarzen Leuten,  
 Von diesem Tag' an bis in ew'ge Zeiten,  
 Daß zwei mal zwei in allen H a n d l u n g s s a c h e n  
 Sechs sollten und zwölf Dreizehntheile machen.  
 Und diese Opfer, braucht man mehr zu sagen?  
 Denkt — diese Opfer wurden ausgeschlagen!  
 Nun schwand die Schonung ganz aus unserm Herzen

Und, um das Unheil gänzlich auszumerzen,  
 Ward Nopolug, die Stadt der bittern Mandeln,  
 Neutral erklärt, um dort zu unterhandeln;  
 Wohin die Rädelsführer stolz auch kamen,  
 Und wo wir sie sogleich gefangen nahmen. —  
 So sprach der Zwerg, der schwarze, der gelehrte,  
 Als ich's aus finst'rer Wolke donnern hörte.  
 Zugleich kam unser Schiffsvolk angelaufen.  
 Es hätt' ein Feindeshaufen,  
 Erzählten sie, mit Pferden und Kanonen  
 In ries'gen Luftballonen  
 Sich plötzlich in die Stadt herabgelassen,  
 Wo man sich schlug' jezt in allen Gassen.  
 Mehr wüßten sie für's Erste nicht zu sagen,  
 Weil sie's nicht schicklich fanden, nachzufragen. —  
 Der Kapitain, vernehmend die Berichte,  
 Befahl sogleich, daß man die Anker lichte,  
 Auf daß er nicht das Völkerrecht verlehe,  
 Einmischend sich in fremde Reichsgesetze.  
 Der Wind war gut und schon in wenig Stunden  
 War uns das Land aus dem Gesicht verschwunden. —

Da habt ihr höflichen Bericht  
Von dem, was ich gelesen:  
Nur, wiederhol' ich, fragt mich nicht,  
Ob ich dabei gewesen.  
Wenn's Lügen sind, was thut der Welt  
Das fabelnde Geschwätze?  
Ein lügenhafter Reiseheld  
Giebt uns ja nicht Gesehe.  
Wann Lüge That wird und Geschichte,  
Dann ist es freilich nicht mehr Spaß;  
Doch geographische Gedichte  
Thun keinem Menschen was.

Ludwig Robert.

---

## Nagelschmidt's Hund.

All mein liebes Leben lang  
 War ich geneigt zum Müßiggang:  
 Ich kann euch ganze Stunden seh'n  
 Und einen Gießbach schäumen seh'n;  
 Stundenlang kann ich die Wolken anblicken,  
 Oder ein Volk tanzlustiger Mücken,  
 Ein Vogelnesten künstlich gebau't,  
 Ein Blütchen, ein Blättchen, das kleinste Kraut.  
 Gar zu gern in behaglicher Ruh'  
 Verweil' ich und schaue der Biene zu,  
 Wie sie im Blumenkelche sich regt,  
 Wachs und Honig zum Korbe trägt,  
 Wie sich die Ameisen ämstig müh'n,  
 Körner tragen und Splitter zieh'n.  
 Eben so macht mir's Spaß, zu gaffen,  
 Wann die Landleut' im Felde schaffen;  
 Vor jede Werkstätt stell ich mich hin,  
 Und säß' auch nichts, als ein Schneider d'rin.

Aber da ich ein Mensch doch bleibe,  
 So kann ich, wann ich auch gar nichts treibe,  
 Doch nicht völlig rasten und ruh'n,  
 Muß mir gar oft bei fremdem Thun,  
 Wann auch nicht handgreifliche Sachen,  
 Doch so meine Gedanken machen.  
 Zum Beispiel neulich, als ich stund  
 Vor einem kleinen bösen Hund.  
 Der hatte bellend Stimm' und Sitz  
 Im Rad des Meister-Nagelschmidts,  
 Worin er sich geschäftig regte  
 Und wider Willen es bewegte.  
 Es schienen nämlich des Kläffers Augen  
 Alters halber nicht recht mehr zu taugen:  
 Die Steinkohlen konnt' er ertragen nicht,  
 Sie gaben ein allzu helles Licht.  
 Drob blieb er euch in Einem Grimme,  
 Bellte mit rauher, heiserer Stimme  
 Und sprang und schnappte nach der Gluth,  
 Mit so possirlich wilder Wuth,  
 Als wollt' er alle Feueressen  
 Auf hundert Stunden Weges fressen.

Doch konnt' er nie sein Ziel erreichen,  
 Im Gegentheil, er sprang auf die Speichen,  
 Und jemehr er sich boßte, jemehr er sprang,  
 Je heftiger das Rad sich schwang,  
 So daß der Blasbalg, den es trieb,  
 In steter rascher Arbeit blieb,  
 Die Lohr hoch auf Funken sprüh'te  
 Und roth und weich das Eisen glüh'te. —  
 Dies nahm der Meister nun heraus  
 Und machte ruhig Nägel d'raus.  
 Ich aber war im Stillen so frei  
 Und machte mir meine Gedanken dabei.  
 Das Schwungrad nämlich mit Zahn' und Speichen,  
 Das mußt' ich der rollenden Zeit vergleichen;  
 Des Heerdes Licht, des Heerdes Brand  
 Dem hellen leuchtenden Verstand;  
 Die Nägel dem Recht und der Ordnung der Welt,  
 Obn' die sie nicht zusammenhält;  
 Bei'm Meister dacht' ich an höh're Leitung,  
 An die still' innere Vereitung,  
 Wodurch die Menschheit aufwärts strebt,  
 Sich stets zu ihrem Ziele hebt,

Wodurch auch der Hund im Mäde bleibt  
 Und solches wider Willen treibt,  
 Der Hund, den ich nicht brauch' zu nennen,  
 Da ihn wol Niemand wird verkennen.

Ludwig Robert.

ich,

ist,

## Ein neu-alt Lied.

Es waren einmal vier Dirnen,  
 Die waren einander gleich.  
 Die Eine die thät zwirnen,  
 Die Andre stand auf der Bleich';  
 Die Dritte saß bei'm Schneider  
 Und half ihm fleißig näh'n,  
 Die Vierte trug die Kleider  
 Und thät zur Kirmeß geh'n.  
 Heidel dideldum dum dum dum!  
 Heidel dideldum dum!

## Chor.

Heidel dideldum u. s. w.

Es waren auch 'mal sechs Käuze  
 Sich gleich an Fleisch und Bein,  
 Der eine lag auf dem Kreuze  
 Und thät der Wagen seyn,  
 Zwei Andre waren die Rosse,  
 Zwei standen hinten auf,

Der Sechsi' in der Karosse,  
 Der fuhr in vollem Lauf.  
 Heidelbideldum dum dum dum!  
 Heidelbideldum dum!

Chor.

Heidelbideldum u. s. w.

Es waren auch 'mal drei Hunde,  
 Und noch ein Hund thut Bier.  
 Der Eine machte die Kunde,  
 Der Andre stand vor der Thür;  
 Der Dritte stahl indessen  
 Zwei Würslein voll und rund,  
 Der Vierte thät sie fressen;  
 Das war kein dummer Hund.  
 Heidelbideldum dum dum dum!  
 Heidelbideldum dum!

Chor.

Heidelbideldum u. s. w.

Ludwig Robert.

---



# Register.

---

|                                      | Seite |
|--------------------------------------|-------|
| Erklärung der Kupfer . . . . .       | III   |
| Biedenfeld, Ferd. v.                 |       |
| Die Wünsche . . . . .                | 47    |
| Bührlen.                             |       |
| Fliegende Blätter . . . . .          | 195   |
| Castelli, J. F.                      |       |
| Lehre für junge Mädchen . . . . .    | 49    |
| Chezy, Helmina v.                    |       |
| Der Oberrichter von Moskau . . . . . | 57    |
| Eccard, Erhard Christian.            |       |
| Der erste Psalm . . . . .            | 129   |
| Logogryph (Maro — Roma) . . . . .    | 152   |
| Friederich, A.                       |       |
| Maurer = Gesang . . . . .            | 175   |
| Geib, Karl.                          |       |
| Idyllischer Hymnos . . . . .         | 138   |
| Grillparzer.                         |       |
| Werbung . . . . .                    | 41    |

|                                           | Seite |
|-------------------------------------------|-------|
| <b>Haug.</b>                              |       |
| Verlornes . . . . .                       | 40    |
| Bullay und Clary . . . . .                | 48    |
| Herr Bav . . . . .                        | 55    |
| Hyperbela auf Wahls Nase . . . . .        | 56    |
| <b>Kerner, Justinus.</b>                  |       |
| Probescene aus den Bärenrittern . . . . . | 153   |
| <b>Lembke.</b>                            |       |
| Schweizerheimweh . . . . .                | 41    |
| <b>Millauer, Ph.</b>                      |       |
| Sängers Rückkehr . . . . .                | 181   |
| <b>N.</b>                                 |       |
| Zwei Lieder in niederschwäbischer Mundart | 192   |
| <b>Robert, Ludwig.</b>                    |       |
| Die Wahrheit zu Saïs . . . . .            | 221   |
| Stationen . . . . .                       | 226   |
| Die theuren Namen . . . . .               | 232   |
| Keiselügen . . . . .                      | 236   |
| Magelschmidt's Hund . . . . .             | 244   |
| Ein neu=alt Lied . . . . .                | 248   |

|                                               | Seite |
|-----------------------------------------------|-------|
| Schreiber, M.                                 |       |
| Theodora . . . . .                            | 1     |
| Abdolyh von Nassau . . . . .                  | 131   |
| Schwab, Gustav.                               |       |
| Herzog Christoph und sein Schreiber . . . . . | 52    |
| Auf eines Freundes Hochzeit . . . . .         | 184   |
| Schiller und Marbach . . . . .                | 187   |
| Schweighäuser, J. G.                          |       |
| Theophanie . . . . .                          | 177   |
| Wessenberg, S. H. Fhr. v.                     |       |
| Am Grabe Virgils . . . . .                    | 127   |
| Gott . . . . .                                | 128   |

1811, III

Erster

Band des Jahres

1811, I

Erster Band des Jahres

1811, I

Erster Band des Jahres

1811, I

Erster

Band des Jahres

1811, I

Erster



Verbesserung.

S. 158. Zeile 12. v. o. lese man: 3 bis 5.

---

~~~~~  
Heidelberg.
Engelmann'sche Dfficin.
~~~~~



v. Ludwig Robert.

# Frage.

Musik von Marx, Grösch-Badisch.  
Kammer-Musik

Moderato con espressione.

Eh dich der Himmel mir ge-ge-ben, wie war's, wie konnt ich le-ben? ich

*pp:* *cresc:* *f:* *cresc:* *dimin:*

The first system of the musical score consists of three staves. The top staff is the vocal line, the middle is the first piano part, and the bottom is the second piano part. The music is in 2/4 time with a key signature of two flats. The lyrics are written below the vocal line. Dynamic markings include *pp:*, *cresc:*, *f:*, *cresc:*, and *dimin:*.

weißes nicht! Und sollt uns je der Himmel trennen, wie werd ich le-ben kön-nen?

*cresc:* *f:* *mf:*

The second system continues the musical score with three staves. The lyrics are written below the vocal line. Dynamic markings include *cresc:*, *f:*, and *mf:*.

ich weiß es nicht ich weiß es nicht.

*ritard:* *dimin:* *f:* *a Tempo.* *mf:*

The third system concludes the musical score with three staves. The lyrics are written below the vocal line. Dynamic markings include *ritard:*, *dimin:*, *f:*, *a Tempo.*, and *mf:*. The system ends with a fermata and the word *fine*.

1262161







I/ 21 Bsg. 17. Sch.

1262/61 914 2.70 Fe

